© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

Helmut Schöbitz:

DAS HAUS

Das Bild des Ortskernes ist beherrscht von Vierseithöfen in gemauerter Bauweise (Taf. 1). Die Wohnräume sind gegen die Straße (Bild 1), die Wirtschaftsräume rings um den Hof und nach hinten zu angeordnet. Im Innenhof ist dem Wohntrakt stets ein Arkadengang vorgelagert.

Diese Bauform ist jedoch verhältnismäßig jung und erst in den Jahren um 1870 entstanden, wie aus den Jahreszahlen zu schließen ist, die häufig über dem Einfahrtstor angebracht sind. Ältere Haustypen finden sich heute noch *in den Bergen,* das sind (Taf. 3., 3—7) die Ortsteile Oberberg, Unterberg, Sustelgraben usw. außerhalb des Ortskernes. Hier sind alle Übergangsformen vom gestreckten (Taf. 2; 1) über den hakenförmigen und dreiseitigen Grundriß bis zur voll ausgebildeten Vierseitform anzutreffen.

An Bauweisen finden wir neben der neueren Ziegelbauweise auch den Blockbau („gezimmertes Haus") und den Lehmbau („gesatztes Haus"). In der Dachdeckung ist heute das Ziegeldach vorherrschend, früher war jedoch das Strohdach allgemein üblich; dieses ist aber bereits durchwegs abgekommen und nur noch vereinzelt an Wirtschaftsgebäuden anzutreffen.

Auch im Ortskern war früher ausschließlich der gestreckte und hakenförmige Grundriß üblich, wie aus Katasterplänen vom Anfang des 19. Jahrhunderts hervorgeht. In der mündlichen Überlieferung ist es noch jetzt durchaus bekannt, daß auch hier früher „gezimmerte Häuser" standen, die später abgerissen und durch neuere Bauten ersetzt wurden[1].

Als jüngste Entwicklung sind an den Ortsrändern Einfamilienhäuser entstanden, die sich die *in der Fremd* arbeitenden Wanderarbeiter errichtet haben. Sie sind durchwegs nach modernen städtischen Vorbildern gebaut, sowohl was den Bauplan als auch das Material betrifft. Es sind reine Wohnbauten ohne Wirtschaftsgebäude, die mit der alten bäuerlichen Lebensform nichts mehr zu tun haben.

©Akademie d. Wissenschaften Wien; download unter www.biologiezentrum.at

Wir finden in der Anlage des Bauernhofes alle Übergangsformen vom gestreckten Grundriß (Taf. 2; 1) bis zum Vierseithof (Taf. 1). Trotz dieser Vielfalt lassen sich einige Gemeinsamkeiten herausarbeiten.

Die Wohneinheit besteht stets aus dem Verband Vorhaus-Küche-Stube-Kammer (Taf. 2; 1), wobei in größeren Häusern (Taf. 2;2 und Taf. 1) an Stelle der nicht heizbaren Kammer eine zweite heizbare Stube, die hintere Stube, tritt. An der Kammer bzw. hinteren Stube angebaut ist der Stall (Taf. 2; 1 a u. Taf. 1. Auf Taf. 2;2 abgerissen). Einen trockenen Weg zwischen dem Vorhaus und dem Stall bildet der *Gang* (mit Arkaden) oder die *Gredn* (durch das vorspringende Dach gestützt). An den Stall reihen sich, entweder in der gleichen Front oder hakenförmig angesetzt, die anderen Wirtschaftsräume, wie Graskammer, Heustadel, Tenne, Halper usw.

Zu den bisher genannten Räumen kommen beim Vierseithof jenseits der vorderen Einfahrt weitere Wohnräume (Taf. 1) oder ein Kitting (Taf. 2; 2), anschließend weitere Wirtschaftsräume, wie Wagenschuppen und dergleichen, auch wird der sonst freistehende Schweinestall in den Verband einbezogen (Taf. 1).

Der Brunnen liegt in der Regel außerhalb des eigentlichen Hofverbandes. Der Misthaufen dagegen liegt im Innenhof, und zwar so, daß er von den Ställen aus leicht erreichbar ist (Taf. 1)[2].

Die Achse des Hauses steht in den meisten Fällen senkrecht zur Straße, so daß der Giebel zur Straße gerichtet ist (Taf. 4; 9—12) und die Fenster der vorderen Stube auf die Straße blicken (Taf. 1, Taf. 2; 1, 2). Die Querstellung der erst um 1870 entstandenen Vierseithöfe (Bild 1) ist nur eine scheinbare, es werden nämlich nur zwei parallele Trakte, die nach wie vor senkrecht zur Straße stehen, durch eine überbaute Einfahrt verbunden. Der Giebel ist durch die neue Dachform zwar verschwunden, aber die Fenster der vorderen Stube sind wie bisher zur Straße gerichtet.

Küche und Backofen

Wenn jemand in ein Haus einheiratete — sei es nun die Braut oder der Bräutigam — wurde er in die „Ruaßkuchl" geschleppt und mit dem Ruß des Backofens angerußt. Man tat dies deshalb, damit er beim Haus bleiben solle. Dieser Brauch wird zwar scherzhaft aufgefaßt, zeigt aber doch klar, daß die Küche und der Herd bzw. der Backofen als Herz des ganzen Hauses betrachtet wurden[3].

Sowohl in den älteren Häusern als auch in den Vierseithöfen war

die Küche stets eine Rauchküche *(Ruaßkuchl)*, und in vielen Fällen ist sie als solche noch erhalten. In den „gezimmerten Häusern" sind sowohl Küchendecke wie auch der Rauchfang aus Holz, über dem Herd befand sich ein hölzerner Funkenfang. In den „gesatzten" und in den gemauerten Häusern dagegen ist die Küche mit einem Tonnengewölbe eingedeckt (Taf. 5; 17), auf welchem der Rauchfang aufsitzt. Dieser ist nach unten zu offen, so daß der Rauch aus dem Gewölbe ungehindert abziehen kann. Bei dieser Art von Rauchfangkonstruktion ist es verständlich, daß sich die Vorstellung bilden konnte, die Hexen seien zum Rauchfang hinausgefahren (J. B.).

An einer Stirnseite der Küche befand sich der offene Herd *(Feuerbank)*, in vielen Häusern gab es auch zwei Herde, an jeder Stirnseite einen (Taf. 2; 2, Taf. 1). Auf dem offenen Herd wurde gekocht, von hier aus wurde auch der Backofen geheizt; in den kleineren Häusern gab es nur einen, in den größeren oft auch zwei Backöfen. Im Backofen wurde Brot gebacken und es konnten auch Speisen gedämpft werden; vor allem aber diente er auch zur Raumheizung. Wenn in der Früh eingeheizt wurde, blieb es bis zum anderen Morgen, also 24 Stunden lang, schön warm. In der *Ofenhöll*, der vertieften Stelle an den beiden Wänden, schliefen häufig auch einige Kinder, wie allgemein berichtet wird. Diese *Höll* besteht aber in den meisten Häusern nicht mehr, sie wurde oft nachträglich ausgemauert. Die Backöfen sind unten und auf der Seite gemauert, während der Mittelteil aus Kacheln aufgesetzt ist (Bild 5). Diese Kacheln sind meist grün oder braun glasiert und zeigen oft Biedermeier-Motive.

In der Küche wurde nicht nur gekocht und gebacken, sondern auch Fleisch geselcht. Dabei hing man das Fleisch auf die in der Längsrichtung verlaufenden Stangen im Gewölbe (Taf. 5; 17) und machte auf dem Herd bzw. auf beiden Herden ein stark rauchendes Feuer an, das mehrere Tage lang unterhalten wurde. Weil man befürchtete, daß das Fleisch von Zigeunern gestohlen würde, sind die Küchenfenster oft vergittert.

Das Aufkommen des Sparherdes vor ungefähr 50 Jahren brachte einen starken Wandel mit sich. Der Sparherd wurde vielfach nicht in der Küche, sondern in der Stube aufgestellt; man ersparte sich jedoch die Errichtung eines neuen Kamins und führte das Ofenrohr einfach durch die Mauer in die Ruaßkuchl. Dort endet das Rohr frei im Raum, der Rauch strömt aus und zieht durch den freien offenen Kamin ab. In solchen Fällen wird die Ruaßkuchl meist nur noch als Abstellraum verwendet. Es kommt auch vor, daß der Sparherd in der Ruaßkuchl aufgestellt wird; dann steht der Herd mitten im Raum, das Ofenrohr wird ungefähr 1 m frei emporgeführt und endet dann unvermittelt, so daß auch in diesem Fall der Rauch den alten Weg ins Freie nimmt.

Früher ging jedes Jahr im Winter eine Gemeindekommission *Ruaß-*

schauen, d. h. es wurde überprüft, ob der Rauchfang in Ordnung war; dafür mußte eine Kleinigkeit bezahlt werden. — Heute werden die Rauchfänge in regelmäßigen Abständen vom Oberwarter Rauchfangkehrer kontrolliert.

Allgemein kann gesagt werden, daß die „Feuerbank" nirgends mehr im Gebrauch steht und durchwegs vom Sparherd verdrängt worden ist. Der Backofen dagegen wird noch in vielen Häusern zur Raumheizung und auch zum Brotbacken benützt, doch ist auch er schon im Rückgang begriffen und wird durch modernere Öfen ersetzt. Die Ruaßkuchl selbst wurde oft schon zu einer hellen, rauchfreien Küche umgebaut, oder die Trennwand zwischen Vorhaus und Küche wird entfernt, so daß eine große Wohnküche entsteht.

Die Wohnräume

Wie bereits erwähnt, besteht der Wohnteil des Hauses stets aus der Gruneinheit Vorhaus-Küche-Stube-Kammer (Taf. 2; 1). Als Erweiterung entstand später an Stelle der Kammer eine zweite heizbare Stube, die hintere Stube (Taf. 2; 2, Taf. 1). In diesen Räumen spielte sich das gesamte häusliche Leben ab; wo es nur eine einzige heizbare Stube gab, schliefen alle Hausbewohner, also Großeltern, Eltern und Kinder zusammen in einem Raum, mit Ausnahme der großen Söhne, die meist im Roßstall schliefen, im Sommer auch auf dem Heuboden. So hinderte sie niemand, in der Nacht umherzustreifen, und sie störten die anderen Hausbewohner nicht, wenn sie heimkamen: *Åber die Burschen, no wiss S' jå eh, die gehn auf d'Nåcht um, und då san s' net gstört gwen, då wird net gschimpft, då håm s' hålt im Roßstall gschlåfen* (T. I.).

Die großen Mädchen dagegen blieben im Haus, denn auf sie mußte gut aufgepaßt werden. Mitunter waren in dem Raum, in dem sie schliefen, sogar die Fenster vergittert, um die Burschen am Fensterln zu hindern. — Waren mehrere Stuben vorhanden, so schliefen meist die Eltern mit den kleineren Kindern in der einen, die größeren Kinder oft mit den Großeltern in der anderen. Die Auszügler hatten keinen eigenen Raum für sich, sondern wohnten mit bei den jungen Leuten: *„Früher wår' net so wia heut, daß si die Jungen extra håben und die Ålten* (T. I.).

Die Stube war durch den Backofen gut heizbar; neben dem Backofen befand sich eine Nische für die Kienleuchte, die bis um 1910 als Beleuchtung diente[4]. Hier rückte an den Winterabenden die ganze Familie zusammen, und diese Abende müssen sehr stimmungsvoll gewesen sein, wie aus den übereinstimmenden Berichten hervorgeht: *„Da håm s' Ofenbänk ghåbt umadum, da håm s' die Keanleuchten ghoazt, und då san*

s' mit die Spinnradln gsessen und håm gsponnen, die Männer hå Karten gspielt am Tisch" (T. I.) — *„Der oane hat Buckelkörb gmåcht oder Loazsimperln oder Rechenzähnt, oaner håt des gmåcht, der åndere des, und die Weiber hå hålt die Spinnradln zuwi, und oans håt hålt müaßn immer bei der Keanleuchten mit 'n Kean hin hoazen, daß ma gsehn hat"* (J. B.). — *„Då wår die Keanleuchten, då håm ma si hergsetzt, die Weiber håm gsponnen, die ånderen håm glesen, die åndern håm genäht, oder es håt wer Gschichten erzählt. Die Männer håm Körbeln gmåcht, wir håm auch gewebt"* (M. H.).

Wenn beide Räume heizbar waren, so spielte sich das tägliche Leben eher in der hinteren Stube ab, während die vordere mehr als Repräsentationsraum galt. Hier standen die schöneren Möbel, und diese Stube war auch sonst besser ausgestattet. So hat z. B. im Haus Nr. 112 (Taf. 2; 2) die vordere Stube eine Stuckdecke, die hintere dagegen eine Holzdecke.

Vom Vorhaus aus kommt man in die Ruaßkuchl und in die beiden Stuben (bzw. in die Kammer). In diesem Raum — eine ältere Bezeichnung für ihn ist *Lab'n* — wird im Sommer gegessen, wenn nicht zu viele Leute sind, hier werden die Speisen zum Kochen vorbereitet, und hier wird auch das Geschirr abgewaschen. Wenn mehr Leute im Haus sind, und vor allem auch im Winter, wird in der Stube gegessen.

Zum Waschen holt man sich heute noch meist ein Waschbecken ins warme Zimmer, die jungen Leute waschen sich allenfalls auch im Freien beim Brunnen. — Der Abort liegt noch fast überall außerhalb des Hauses; wenn das Wetter zu schlecht ist, verrichtet man seine Notdurft auch im Kuhstall — vor allem die alten Leute — da ist der Weg nicht so weit.

In den Vierseithöfen kamen zu den bisher beschriebenen Wohnräumen eine Anzahl weiterer hinzu (Taf. 1), so ein Kabinett neben der vorderen Stube und vor allem ein Zimmer und eine Küche jenseits der Einfahrt. Der Anlage nach sollte man meinen, daß diese Räume für die Auszügler bestimmt waren; das trifft aber nicht zu, die alten Leute wohnen nach wie vor bei den Jungen, die neuen Räume wurden in der Regel an Inwohner vermietet. Wir können schon daraus schließen, daß die neue Hofform nicht aus den Bedürfnissen der Hausgemeinschaft entstanden ist, sondern fertig übernommen wurde. Die neueren Vierseithöfe unterschieden sich von den älteren Hausformen also nicht durch den Wohnkomfort, sondern hauptsächlich in den Wirtschaftsräumen — und in der repräsentativen Ausgestaltung. Die Wohnverhältnisse blieben bis zum heutigen Kulturumbruch ausgesprochen konservativ, und ein Unterschied zwischen ärmeren Leuten und größeren Bauern bestand ausschließlich darin, ob ein oder zwei Räume heizbar waren.

© Landesmuseum für Bürgerland, Austria; download unter www.biologiezentrum.at

Der Kitting

Die Speicherform des Kittings ist hier in Wolfau offensichtlich nicht bodenständig, denn er tritt stets nur in gemauerter Bauweise auf; gezimmerte Vorformen sind nicht bekannt. Es scheint sich bei diesem Speichertyp um eine einmalige Mode gehandelt zu haben, denn nach dem plötzlichen Erscheinen dürften schon sehr bald keine neuen Kittinge mehr entstanden sein. Jedenfalls kann sich heute niemand mehr daran erinnern, daß jemals ein neuer gebaut worden wäre.

Kittinge finden sich hauptsächlich im Dorf, „in den Bergen" dagegen nur vereinzelt. Sie kommen meist nur in den großen Vierseithöfen vor, und zwar befinden sie sich in der Regel an der Stelle jenseits der Einfahrt, an der sonst die neu eingeführten Wohnräume liegen (Taf. 2; 2). Der Kitting ist stets mit den übrigen Räumen unter einem Dach und von außen kaum erkennbar, höchstens an den kleineren, meist vergitterten Fenstern. Seine Achse liegt immer senkrecht zur Einfahrt, also parallel zur Straße[5].

Der Kitting (Taf. 5; 13, 14, 15, 16 a, b) ist immer gemauert und mit einem Tonnengewölbe aus Ziegeln versehen (Taf. 5; 13, 14, 16), welches durch mehrere, meist drei, von oben sichtbare Gurten verstärkt ist. Im Inneren befindet sich eine Zwischendecke aus Holz; ins Obergeschoß führt eine steile Holzstiege. Ganz oben, unter dem Gewölbescheitel, sind zwei Stangen angebracht, auf welchen das Fleisch aufgehängt wird. Der Kitting ist ein ausgesprochener Speicherbau, er dient zur Aufbewahrung der Vorräte; er wird stets sauber gehalten wie ein Wohnraum, die Wände sind geweißigt, der Boden *gegleint*. Außer dem schon erwähnten Fleisch wird das Mehl darin aufbewahrt und ebenso die Getreidevorräte, die letzteren teils in *Fruchtladeln* oder Schüttkästen, teils am Fußboden aufgeschüttet.

Übereinstimmend wird berichtet, daß in den Kittingen nie jemand gewohnt hat, *obwohl er so schön war wie ein Zimmer* (T. I.).

Obwohl der Kitting in Wolfau nicht bodenständig ist, verdient er doch eine gesonderte Behandlung, da er eine der bemerkenswertesten Speicherformen ist. Wann und wo sich aus dem gezimmerten Kitting, wie er aus Oberschützen bekannt ist[6], die gemauerte Form entwickelte, ist eine Frage, die einer genaueren Untersuchung wert wäre.

Die Wirtschaftsräume

Anzahl und Größe der Wirtschaftsräume eines Bauernhofes richteten sich nach der Besitzgröße und den Wirtschaftsverhältnissen des betreffenden Hofes. In der Anordnung bestehen ebenfalls Unterschiede:

während die Vierseithöfe möglichst alle Funktionen in dem einen Gebäudekomplex zusammengezogen haben, sind bei den älteren bzw. kleineren Häusern verschiedene Einheiten freistehend angeordnet, wie der Schweinestall, oder überhaupt außerhalb des engeren Hofbereichs, wie der Obstkeller.

Bei der Beschreibung der Wirtschaftsräume, besonders in ihrer Funktion im Hofverband und in ihrer räumlichen Lage, greife ich einen näher untersuchten Hof heraus, nämlich Nr. 34 („Kaspar"), dessen Grundriß auf Taf. 1 dargestellt ist. Jedoch ziehe ich auch das Vergleichsmaterial von anderen Höfen mit heran.

An die hintere Stube des Wohnteils schließt sich auf jedem Hof der Stall an; bei den neueren Häusern ist er gemauert, bei den „gezimmerten" Häusern so wie das Wohnhaus selbst in Blockbauweise errichtet (Taf. 2; 1). Kennzeichnend für den Stall sind die kleinen Schiebefenster; der Boden besteht aus gestampftem Lehm. In funktionsmäßigem Zusammenhang mit dem Stall steht der Misthaufen. Er soll vom Stall aus leicht erreichbar sein, womöglich so nahe, daß man den Mist von dort mit der Gabel hinauswerfen kann. Auf Taf. 1 liegt er zwischen Schweinestall und Kuhstall. Vom Hause Nr. 245, welches zu den kleinsten Häusern des Ortes zählt (Taf. 2; 1), wird berichtet, daß der Misthaufen so nahe beim Stall war, daß das Vieh beim Austreiben drübersteigen und der seinerzeitige Besitzer mit dem Heuwagen drüberfahren mußte.

Neben dem Stall liegt die Kleekammer (Taf. 1); ihre Bauweise ist dieselbe wie die des Stalles, so daß die Vermutung naheliegt, daß hier früher einmal ein Stall war; J. B. gibt aber an, daß das nie der Fall gewesen sei. Im Sommer dient die Kleekammer zur Aufbewahrung von Gras oder Klee, die sich darin eine Zeitlang frisch halten. Im Winter werden in diesem frostfreien Raum Rüben eingelagert.

Eine Ecke des Hofes nimmt der Heustadel ein; er liegt anschließend an die Kleekammer und ist zwar ebenfalls gemauert, jedoch in aufgelockerter Weise, so daß eine gute Durchlüftung des Raumes gewährleistet ist. Der Heustadel liegt einerseits günstig zur hinteren Einfahrt, so daß das Heu gleich vom Wagen aus *hineingeschlagen* werden kann, andererseits auch zum Stall, da es ja dort zur Fütterung benötigt wird. Auf dem Dachboden über dem Heustadel und der Einfahrt wird ebenfalls Heu gelagert. — Neubauten von Heustadeln werden nicht mehr gemauert, sondern aus Holz gebaut.

Die hintere Einfahrt wurde früher nur im Sommer benützt, da man im Winter wenig gefahren ist; mit den Kühen konnte man überhaupt nur im Sommer fahren. Der Wagen wurde daher im Herbst *abgerissen* und seine Teile irgendwo zusammengestellt, da nahm er weniger Platz ein. Im Frühjahr baute man ihn dann wieder zusammen. Die nicht benützte Einfahrt konnte dann für andere Zwecke verwendet werden,

so schlichtete man z. B. oft nach dem Dreschen die *Strohschab* dort auf. — Heute ist das anders, denn mit dem Trakor wird auch im Winter gefahren; die Einfahrt muß daher freibleiben.

Die Tenne („der Tenn") liegt auf der gegenüberliegenden Seite der Einfahrt. Ihr Boden ist eine sogenannte „Bühne"; auf mächtigen föhrenen Bäumen liegen starke Pfosten aus dem sehr harten Buchenholz. Auf dieser *Bühne* wurde mit *der Drischl* (dem Dreschflegel) gedroschen; das laute Geräusch, das dabei entstand, war weithin zu hören. Die ganze Tenne ist eine Holzkonstruktion in Ständerbauweise; zwei Wände, die äußere und die hofseitige, können wie Tore geöffnet werden, damit man bei Feuer rasch hinauskann. Auch beim Dreschen und beim *Winden* öffnete man die Wände, denn bei diesen Arbeiten war es sehr staubig, und so konnte es etwas durchziehen.

Die Tennenform mit der „Bühne" ist aber nicht allgemein verbreitet, sondern nur bei den größeren Bauern. In den kleineren Wirtschaften besteht der Boden der Tenne aus gestampftem Lehm: *Da ham s' fest die Küah umtrieben, is eh wia Beton worden, und da drischt er halt drauf, a mit der Drischl* (J. B.).

Neben der Tenne, an der zweiten hinteren Ecke des Hofes, liegt der Halper, der in der Bauweise völlig dem Heustadel gleicht, jedoch zur Aufbewahrung des Strohes dient.

Neben dem Halper befinden sich die Schweineställe, die in der Anlage noch genau den freistehenden Formen entsprechen, nur daß sie eben im Vierseithof zusammen mit den anderen Wirtschaftsräumen unter einem Dach sind. Ältere Schweineställe sind gezimmert, neuere gemauert. In unserem Beispiel liegen zwei Ställe einander gegenüber, so daß die Türen von einem Mittelgang aus erreichbar sind. Über den Schweineställen sind die Hühnerställe angeordnet.

Anschließend an die Schweineställe lag früher ein Streuschupfen. Da man früher das Stroh zum Dachdecken verwendete, hatte man zu wenig davon als Streu für den Stall. Man mußte daher im Wald Laubstreu zusammenrechen, zu dessen Lagerung der Streuschupfen diente. Das kommt aber heute ganz ab, da man Stroh genug hat und außerdem Sägespäne als Streu verwendet. In unserem Fall hat daher der Bauer in dem frei gewordenen Raum einerseits eine Werkstätte, andererseits einen Sommerstall für einige Kühe eingerichtet.

Zwischen dem ehemaligen Streuschupfen und den neuen Wohnräumen liegt die *Hütten,* wo verschiedene Geräte abgestellt sind. Auch hier ist ein großes Tor, durch welches man aus- und einfahren kann; es wird jedoch nie benützt. Hier in der Hütten steht auch die Mostpresse, jetzt eine neue Spindelpresse; früher war es eine der großen *Hengstenpressen.*

Zu den Wirtschaftsräumen zählen weiters Keller und Dachboden.

In unserem Beispiel sind zwei Keller vorhanden; der eine ist von der Hütten aus zugänglich und liegt unter den zusätzlichen Wohnräumen, zum anderen, der unter der vorderen Stube liegt, kommt man von der Einfahrt aus. Im ersteren werden *Grumpeln* (Kartoffeln) und Rüben gelagert, außerdem steht hier eine elektrische Pumpe, die vor einigen Jahren aufgestellt wurde und die 10 Häuser mit Wasser versorgt. Der zweite Keller dient zur Lagerung von Äpfeln und Most; daneben befindet sich noch ein kleines *Schmalzkammerl.*

Auf den Dachboden führt bei allen Höfen eine Stiege, die sich entweder in der *Lab'n* selbst befindet (Taf. 2; 1) oder die beim *Gang* beginnt und über die *Lab'n* hinwegführt (Taf. 2; 2 u. Taf. 1). Ein Teil des Dachbodens wird zur Heulagerung verwendet; im übrigen dient er als Abstellraum für allerlei Gefäße und Geräte, besonders solche, die nur selten verwendet werden, vor allem aber auch als Getreidespeicher in jenen Häusern, wo kein Kitting vorhanden ist. Das Getreide wird teils auf dem sauber abgekehrten und *gegleinten* Fußboden aufgeschüttet, teils kommt es in Fässer oder Kisten. Besonders das Saatgetreide wird aufgeschüttet, damit es gut trocknet: . . . *überhaupt des, wås ma zum Såm braucht. Jetzt tun ma ja scho viel einischütten, wo ma net so viel Müh braucht; mir håm ja oben an Körndlboden, wo die Ladln sein, da wird des meiste då einigschütt* (T. I.). — Auf dem Dachboden wird den Winter über auch das Fleisch aufbewahrt; damit die Katzen nicht dazukommen, ist es durch einen aus Brettern hergestellten *Fleischmantel* geschützt.

Nebengebäude

Beim Vierseithof spielen die Nebengebäude eine wesentlich geringere Rolle als bei den älteren Haustypen; es sind allgemein nur noch der Abort und der Holzschupfen außerhalb des Hofes anzutreffen. Der letztere ist meist offen gebaut, also nur eine Art Flugdach. Seltener ist die geschlossene Ausführung, die jedoch die gleiche charakteristische Dachform zeigt wie die offene.

Bei den kleineren bzw. älteren Häusern ist stets der Schweinestall freistehend angeordnet, während er beim Vierseithof in den übrigen Baukomplex mit einbezogen ist. Wie bereits erwähnt, ist er meist aus Holz gezimmert, während neuere Ställe auch schon gemauert sind; noch ältere dagegen haben eine Rückwand aus Flechtwerk, was eine ganz altertümliche und in Wolfau sonst nicht mehr übliche Bauweise darstellt. Der Schweinestall steht oft unten hohl. Der Boden heißt „Brick"; zwischen den einzelnen Planken sind Spalten vorhanden, sodaß die Jauche abfließen kann. Über dem eigentlichen Schweinestall sind meist Hühnerställe angebracht.

Mitunter sind auch Holzschupfen und Abort (Taf. 2;1) oder Schweinestall und Abort zu einer Baugruppe zusammengezogen worden.

An Nebengebäuden findet man manchmal eine Wand mit Maisstroh verkleidet; als Zweck wird angegeben, daß das Stroh dort trocknen soll. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß damit auch ein Schutz der Wand vor der Witterung erreicht werden soll.

Ein Nebengebäude, das früher von großer Bedeutung war, ist der freistehende Obstkeller. Da die neueren Häuser meist unterkellert sind und dort genügend Lagerraum für Obst und Most vorhanden ist, haben die alten *Keller* — sie sind nicht in die Erde eingetieft, also keine Keller im eigentlichen Sinn — weitgehend ihre Funktion verloren und werden entweder nur noch als Rumpelkammer verwendet oder überhaupt abgerissen.

Die älteren dieser Keller sind *gezimmert,* also in Blockbauweise hergestellt (Bild 3); ursprünglich waren sie alle mit einem Strohdach gedeckt. Es kam auch vor, daß die Keller zweier Höfe aneinandergebaut wurden. Neuere Kellergebäude sind auch schon gemauert, wie z. B. der modisch mit Stuckverzierungen geschmückte auf Taf. 3; 18. — In diesen Kellern wurden das Obst und der Most aufbewahrt, in manchen stand auch die große *Hengstenpresse.* Von den älteren „gezimmerten" Kellern sind nur noch ganz wenige vorhanden. F. T. berichtet, daß er viele von ihnen abgerissen und das Holz zum Ziegelbrennen verwendet habe. In einigen Jahren wird diese altertümliche Bauform wahrscheinlich völlig verschwunden sein.

Eine ganz neue Form von Nebengebäuden entsteht dagegen in der heutigen Zeit. Auch in Wolfau werden in zunehmendem Maße landwirtschaftliche Maschinen verwendet, und für diese ist in den bisherigen Wirtschaftsräumen der Platz zu klein. Um sie unterbringen zu können, werden daher außerhalb des Hofes große Geräteschuppen erbaut, moderne Holzbauten in Ständerbauweise, die vom Zimmermann errichtet werden. Abgesehen vom Platzmangel trägt auch die Feuergefahr zur Errichtung dieser Gebäude bei. Im Hof selbst können die Maschinen nämlich nur in der Einfahrt untergebracht werden, also zwischen Heustadel und Tenne bzw. Halper (Taf. 1), einem Platz, wo es besonders leicht zu brennen beginnen kann.

Der Blockbau

Der Blockbau ist zweifellos als die ureigenste Bauweise dieser Gegend zu betrachten. Heute sind nur noch wenige Häuser dieser Art erhalten, und auch die nicht mehr im Ort selbst, sondern draußen *in den Bergen.* Früher waren jedoch auch im Ortskern vorwiegend *ge-*

zimmerte Häuser üblich, und noch 1900 sind von den 266 Wolfauer Häusern 75 aus Holz gewesen[7].

In der mündlichen Überlieferung ist es zwar noch gut bekannt, daß die „gezimmerten Häuser" früher sehr häufig waren[8], doch kann sich auch von den älteren Leuten niemand mehr daran erinnern, daß zu ihrer Zeit jemals ein Haus in Blockbauweise neu errichtet worden wäre — von einem Sonderfall abgesehen, der weiter unten zu besprechen sein wird. Doch konnte ich eine Angabe über die verwendete Holzart erhalten: *Unterisch sein eichene Bäum gwen, mit so 15 cm in der Breiten, hochkantig, a paar Reihen wårn Eichen, und oben dånn Fichten* (J. K.). Leider konnte im Rahmen dieser Arbeit keine Untersuchung der Holzarten durchgeführt werden, so daß dieser Bericht nicht weiter überprüft wurde.

In den Holzhäusern war es sehr warm zum Wohnen, die Fugen waren gut abgedichtet: *Då håm s' Låtten eini, oder so Rundhölzer, ghåckt a bißl, die håm s' eini ghaut und dånn is mit Lahm und die Gratn vom Korn, mit de wird des åbgmåcht und zuwigstrichen, des halt besser åls ålls miteinand* (M. H.). Die Holzwände wurden außen und innen geweißigt, und zwar direkt auf das Holz. Es ist jedoch sehr die Frage, ob das immer schon so war oder ob es sich dabei nicht um eine spätere Angleichung an das Ideal des gemauerten Hauses handelt.

Die zum Blockbau gehörige Deckenkonstruktion ist die Balkendecke, entweder mit oder ohne Unterzug *(Duzibam);* dieser ist fast immer durch die Blockwand hindurch nach außen geführt, möglicherweise ist er auch in diese eingebunden.

Außer Wohnhäusern (Taf. 2; 1) wurden auch Ställe, Stadel und vor allem die bereits erwähnten Obstkeller (Bild 3) in Blockbauweise ausgeführt. Da die Errichtung dieser Bauten schon sehr lange zurückliegt, konnte ich über den Bauvorgang nichts mehr erfahren; nur daß die Bäume nicht in der Sägemühle geschnitten, sondern daß sie gehackt wurden, ist noch bekannt.

Da nur so wenige Blockbauten erhalten geblieben sind, ist es nicht möglich, die verschiedenen Arten der Blockverbindung, besonders die der *Vorköpfe* an den Ecken, auch *Gschrätt* genannt (Bild 4), in ein System zu bringen. Es scheint zwar so zu sein, daß bei Wirtschaftsbauten die Stämme eher rund belassen wurden, während sie bei Wohnbauten zugehackt wurden (Bild 4); doch sind auch Wirtschaftsgebäude aus gehackten Stämmen errichtet worden, andererseits kommen auch bei Wohnhäusern mitten im Verband runde Stämme vor (Bild 4). Leider sind in dieser Gegend nur äußerst selten Jahreszahlen am Unterzug anzutreffen, so daß auch diese Datierungsmöglichkeit wegfällt.

Ein besonders schöner alter Bau ist der zum Haus Nr. 156 gehörige gezimmerte Obstkeller (Bild 3), wahrscheinlich der letzte seiner Art

in Wolfau. Leider ist auch er nicht datiert. Das lange Beharrungsvermögen volklicher Bauweisen ist hier klar erkennbar: der Türsturz läßt noch Anklänge an den spätgotischen Kragsturzbogen erkennen.

Im Gegensatz dazu, daß sich sonst niemand an den Bau eines gezimmerten Hauses erinnern kann, berichtet M. M. von der Errichtung eines solchen: ... *Is so zsåmmzapft wordn an die Ecken wia a Truchen. Die Såchen, die Vorköpf, die san då nimmer gwen.* Es war also die Blockverbindung an den Ecken nicht mehr deutlich sichtbar, und noch dazu wurde das Haus gerohrt und verputzt, so daß niemand sehen konnte, daß es ein *gezimmertes* war. Offenbar schämte man sich dieser alten, unmodernen Bauweise.

Der Lehmbau

Obwohl es in Wolfau selbst nur mehr wenige *gesatzte Häuser* gibt, ist die Technik des Satzens gut bekannt, so daß ich eine Reihe guter, anschaulicher Schilderungen erhalten konnte. Nach diesen Berichten hat man vor ungefähr 40 Jahren gesatzte Häuser gebaut, allerdings vor allem in den Nachbarorten Kemeten und Wörterberg. Im kroatischen Ort Stinatz hat sich diese Technik noch länger erhalten, wie in Wolfau berichtet wird: *Da håm s' vor 20 Jåhren noch gsatzt, in Stinatz, bei die Krowåten* (M. H.). Im zweiten Weltkrieg sollen auch in Wolfau wieder mehrere gesatzte Häuser gebaut worden sein, da damals wenig Baumaterial erhältlich war. Allerdings wurden dabei Verbesserungen angebracht; so machte man ein ordentliches Fundament und achtete auch auf eine gute Isolierung, was früher nicht der Fall war (J. G.).

Die gesatzten Mauern waren recht dick, es werden Stärken von 40—60 cm angegeben. Der Bauvorgang wird folgendermaßen geschildert: In der Erde wird ein Fundament ausgehoben, da werden Steine *(Kieslingstoan, Flintstoan)* von ungefähr Kopfgröße hineingegeben. Auf diesem Steinfundament werden die Lehmmauern aufgeführt, und zwar wird der mit Häcksel vermischte, halbfeuchte und gut durchgearbeitete Lehm schichtenweise in die Schalung eingebracht und gestampft. Auf jede Schichte kommen Wacholder- oder Fichtenäste als „Schließen" — heute würde man Bewehrung sagen. Die Fenster- und Türstöcke wurden gleich mit eingebaut und „angesatzt".

Die sehr lebendige Schilderung, die J. K. von der Aufbereitung des Lehms und dem Bauvorgang selbst gab, möchte ich wörtlich anführen: *Da gibt 's wås åbaz'håcka, da gibt 's wås z' zerkleinern, und da gibts 's wås z' netzen, des is jå a, so wia beim Ziagel, z'såmmgricht wordn. Håm s' Wasser draufgschütt, Schicht wieder drauf, Stroh drunter, und dånn is' åbahåcka ångångan, bis' paßt håt, denn so woach håts net sein*

dürfn wia der Ziagel, weil sonst war's ausanånderplåtzt, aber des is Schicht für Schicht, 30 cm hoch, einekommen an a so a Schålung, und gståmpft mit hölzerne Pessel (Taf. 13; 58), *gstampft, gstampft, gstampft. Dånn håm s' Feichtenäst, von die Fichten so lange Äst, des wårn Schließen, de kenna grün sein oder dürr, die sein so glatt glegt wordn, a påar nebeneinånder, je nåch der Mauerstärke*[9].

Jeden Abend mußte die Lehmwand mit Brettern abgedeckt werden, damit der Regen keinen Schaden anrichten konnte. Nach Fertigstellung der Mauern mußte sofort das Dach aufgesetzt werden, so daß die Wände geschützt waren.

Für die Schalung werden zwei verschiedene Methoden beschrieben. Die eine bestand darin, daß auf der einen Seite der Mauer die Schalung in der vollen Höhe aufgestellt wurde, während auf der anderen Seite, also auf der, von welcher her gearbeitet wurde, immer nur ein oder zwei Laden aufgesetzt wurden, und wenn die voll waren, wurden die nächsten aufgesetzt. Die fertigen Mauern wurden eine gewisse Zeit stehen gelassen, bevor die Schalung entfernt wurde.

Zur anderen Schalweise wurde weniger Holz benötigt; man schalte jeweils nur für eine Schichte ein, und wenn diese fertig war, nahm man die Bretter weg und legte auf die Lehmschichte einige Querhölzer, auf welche die Bretter wieder aufgestellt wurden, und so ging es Schicht für Schicht.

Auf die Lehmmauern kam zuerst eine Dippelbaumdecke, erst darauf die Mauerbänke, auf welchen die Sparren auflagen. Dadurch lag die Mauerbank nicht auf der Mauer selbst auf, sondern etwas außerhalb. Die Mauern wurden geweißigt, so daß man ein gesatztes Haus fast gar nicht von einem gemauerten unterscheiden kann. Man erkennt es nur an der leichten Unebenheit der Mauer.

Die gesamten Häuser wurden von den Leuten selbst aufgeführt, Handwerker waren dazu nicht nötig. Doch es gab auch hier wie bei allen anderen Arbeiten Leute, die mehr davon verstanden als die übrigen, und die daher die Führung übernahmen. Das Satzen machte jedoch viel Arbeit und diese mußte verhältnismäßig rasch getan werden. Es war also dazu die Nachbarschaftshilfe unbedingt nötig.

An einer ebenen, feuchten Stelle konnte man kein gesatztes Haus bauen, da wären die Wände weich geworden und zusammengebrochen. An einem trockenen Platz dagegen trockneten die Mauern gut aus und wurden sehr hart, sie konnten hundert Jahre und älter werden. Gegen den Regen schützte das breite, vorspringende Dach, und es wird berichtet, daß die Räume gut bewohnbar und keineswegs feucht waren.

Wie hart die gesatzten Wände wurden, schildert anschaulich ein Bericht von J. K., der einmal in einer solchen Wand Fenster ausbrechen

mußte: *Des letzte Haus, im Zustelgråbn, so håts ghoaßn, då bin i als Maurer vom Gall*[10] *aus auffigschickt wordn. Du, die håm so klane Fenster in dem gesatzten Kobel, hat er gsagt, und jetzt wollen 's schenere Fenster ham, geh auffi, Hans, hat er gsagt, Regieårbeit is, nix Akkord, då wirst schwitzen. — Åber i sag Ihna, wia hårt åls dieses Material wår, i hätt liaber an Ziagel ausbrochn. Und dann bin i auf so an Feichtnast kommen, åft håb i erst a Såg nehmen müassn, daß i 'n åschneid.*

Dieses Haus läßt sich übrigens ungefähr datieren: Der Vater von J. K. war gerade aus der Schule gekommen, als das Haus gebaut wurde. Das dürfte also so um 1860 gewesen sein.

Trotz der guten Berichte über die Lehmbauweise macht es den Eindruck, als wäre sie in Wolfau doch nicht so ursprünglich gewesen wie der Blockbau. Dafür spricht schon die geringe Zahl der gesatzten Häuser; die Volkszählung von 1900 erwähnt nur 4 Häuser dieser Bauweise, dagegen 75 Holzhäuser. Doch hat sich der Lehmbau länger gehalten als der Blockbau.

Das gemauerte Haus

Den Steinbau gab es in Wolfau nicht, höchstens daß man Fundamente aus Steinen mauerte. Dagegen setzte sich nach der ursprünglichen Alleinherrschaft des Blockbaus und des Lehmbaus die Ziegelbauweise immer mehr durch. Wenn wir uns auf die Jahreszahlen an den Fassaden verlassen dürfen, wurden die ersten Ziegelbauten um 1838 errichtet (vgl. Taf. 4; 11). Noch älter ist das durch den „Duzibam" mit 1824 (Bild 2) datierte, aber schon gemauerte Haus Nr. 8. 1900 sind bereits unter 266 Häusern 186 gemauerte[11]. Das Vordringen der Ziegelbauweise mit ihren Begleiterscheinungen — Vierseithof, Arkadengänge, Stuckfassaden — kann nur verstanden werden, wenn man berücksichtigt, daß einerseits viele Männer des Dorfes *in der Fremd* als Wanderarbeiter, meist als Maurer, arbeiteten, und daß andererseits wahrscheinlich schon seit den Vierzigerjahren des 19. Jahrhunderts, nachweislich aber seit 1860, im Ort ein Maurermeister ansässig war[12]. Die Maurermeisterfamilie Gall ist bis heute in Wolfau tätig, und es ist verständlich, daß durch sie immer neue Bauformen und Bauweisen hereingebracht wurden.

Es liegt nicht im Rahmen einer volkskundlichen Arbeit, die Ziegelbauweise als solche zu beschreiben, entspringt doch diese nicht der einheimischen Bautradition, sondern kommt von außen. Uns interessieren hier nur die lokalen Besonderheiten. Volkskundlich bemerkenswert ist vor allem das Ziegelbrennen, welches von den Leuten selbst im Freibrand durchgeführt wurde und das in einem eigenen Abschnitt behandelt werden soll.

Es läßt sich heute nicht mehr feststellen, welche Bauten unter der Leitung des Maurermeisters durchgeführt wurden und welche nicht. Die unsachgemäße Ausführung vieler Ziegelbauten spricht jedoch dafür, daß das letztere häufig der Fall war. So wurden nur dort ordentliche Fundamente gemacht, wo der Bau unterkellert ist, an den anderen Stellen dagegen nicht. Das Ergebnis ist, daß viele Häuser feucht sind und von unten her baufällig werden: *Und dann håm s' den Fehler gmacht, unten håms den schlecht gebrannten Ziegel gnommen und håm gsågt, er kånn eh net aus. Den Fuß håm s' schlecht gmacht, und der Fuß hätt solln gut sein* (J. G.).

Beim Ziegelbrennen entstanden drei verschiedene Qualitäten von Ziegeln. Es wurden nicht nur die schlecht gebrannten mit vermauert, sondern sogar ungebrannte, nur getrocknete Ziegel wurden verwendet und überall mit hineingemauert, z. B. *immer a Schår brennte und a Schår roche* (M. H., F. T.). Diese ungebrannten und die schlecht gebrannten Ziegel nahmen natürlich die Feuchtigkeit stärker auf als die guten, so daß der Bauzustand vieler Häuser stark zu wünschen übrig läßt.

Man hat den Eindruck, daß die plötzliche Einführung des Ziegelbaus technisch nicht bewältigt wurde und es starke Umstellungsschwierigkeiten gab. Die Ziegelbauweise war noch zu neu; der Blockbau und der Lehmbau waren dagegen seit Generationen bewährte Bauweisen, die tadellos beherrscht wurden.

Das gebräuchliche Ziegelformat war 7 × 15 × 30 cm. Eine Schar Ziegel samt dem Mörtelband war also 8 cm hoch. J. K. berichtet, daß zum Bau seines Hauses 3 Brände zu je 23.000 Ziegel gebraucht wurden, also fast 70.000 Ziegel. Dabei ist dieses Haus nicht allzu groß, für die Vierseithöfe waren sicher weit mehr Ziegel nötig.

Mit der Ziegelbauweise traten auch Stuckfassaden und Arkadengänge auf, die jedoch weiter unten gesondert behandelt werden sollen.

Grundsteinlegung und Gleichenfeier

Es wird mehrfach berichtet, daß man in das Fundament des Hauses ein Glas oder eine Büchse einmauerte, in welchem sich ein Schriftstück befindet sowie verschiedene Geldstücke. Auf dem Schriftstück verzeichnete man, wer der Bauherr war und wann das Haus gebaut wurde. J. B. erzählt, daß er das selbst auch getan habe. In der Hauptsache aber wurde dieser Brauch doch bei Schulen, Kirchen usw. geübt; auch von der Schule in Wolfau, die 1910 erbaut wurde, ist bekannt, daß man Geld eingemauert hat. Es macht jedenfalls stark den Eindruck, daß man diese Erscheinung zwar von öffentlichen Bauten her kennt, daß sie jedoch nicht bodenständig ist und bei Bauernhäusern kaum üblich

war. Ein Einmauern von Tieren oder sonstigen Dingen, die als Bauopfer zu deuten wären, kennt man hier nicht oder nicht mehr.

Die Gleichenfeier ist hier ebenfalls bekannt und soll daher kurz erwähnt werden, obwohl sie zum Handwerkerbrauchtum gehört und mit der einheimischen Bauweise an sich nichts zu tun hat. — Die Gleichenfeier findet dann statt, wenn die Mauern so weit fertig sind, daß der Dachstuhl aufgesetzt werden kann. Ein Fichtenbäumchen wird mit bunten Bändern geschmückt und an einer Ecke des Hauses aufgerichtet. Einer der Arbeiter steigt auf die Mauer hinauf, sagt einen Spruch auf, worin er dem Haus Glück wünscht, und wirft dann ein Trinkglas hinunter. Dies muß zerbrechen, denn Scherben bringen Glück; zerbricht es nicht, so muß er ein anderes hinunterwerfen. Anschließend bewirtet dann der Bauherr die Arbeiter mit Brot, Wurst, Bier, Wein und Rauchwaren. Wenn sie dann schon recht lustig sind, *is gsungen a wordn* (M. M.).

Das Ziegelbrennen

Die Bauern stellten sich früher ihre Ziegel selbst her; sie wurden im Freibrand, also ohne Ziegelofen, gebrannt. Wer selbst keinen guten Lehm hatte, konnte auf einem bestimmten Grundstück, das der Gemeinde gehörte, Ziegel schlagen und brennen.

Der Arbeitsvorgang war folgender: Schon im Herbst grub man den Lehm los, so daß er den Winter über *von der Gfier zrissen* wurde. Im Frühjahr wurde er dann angemacht, indem man ihn mit Wasser netzte, mit der Haue fest durcharbeitete und bloßfüßig abtrat. Es kam auch etwas Sand dazu, weil der Lehm nicht zu fett sein sollte. Diese Masse wurde einigemale gut durchgearbeitet, und wenn sie richtig war *(wia a Toag)*, führte man sie zu einem Tisch, wo die Weiterverarbeitung vor sich ging. Man hatte dort einen Model aus Holz, den man mit feinem Sand ausstreute; *dånn håt ma den Lahm einighaut, überidraht und åbegschlågen* (M. H.), das heißt, der Ziegel wurde im Model geformt und dann auf ein Brett herausgeschlagen. Inzwischen hatte man den Boden geebnet und mit Sand bestreut; dorthin stürzte man die frischgeschlagenen Ziegel und ließ sie ein paar Tage übertrocknen. Dann schlichtete man sie in einer Hütte auf und ließ sie dort noch einige Monate trocknen, meist den ganzen Sommer über, denn im Herbst wurde gebrannt. Es wurden jedoch nicht alle gebrannt, da man auch Ziegel zum Mauern verwendete, die nur getrocknet waren.

Zum Brennen wurden die Zeigel hochkantig aufgeschlichtet, und zwar 7.000—8.000 Stück zu einer *Röhre*. Man brannte so viele Ziegel auf einmal, wie man gerade brauchte, da mußten eben bei einem *Brand* mehrere Röhren aufgestellt werden. Oft wurden 30.000 Ziegel oder auch mehr gleichzeitig gebrannt, einmal hat es jemand sogar auf 90.000 gebracht. Gebrannt wurde mit Holz; wenn man im eigenen Wald nicht

genug hatte, mußte man dazukaufen oder auch Wurzelstöcke ausgraben. Ein Brand dauerte meist 3—4 Tage; natürlich mußte der Ziegelstoß dabei abgedeckt werden: *Der Bånd is dånn zsåmmgstellt wordn, dånn håt ma des Zeug mit Lahm verschmiert, dånn håt ma a Wånd aufgstellt mit Bretter, und dånn mit Erden ausgfüllt, damit die Hitz net durchgangen is, und wenn ma zum Hoazen aufghört håt, is oben Mahm draufkommen, åbdeckt a Schicht, damit die Hitz net auskönnen hat* (M. H.).

Es ist verständlich, daß die Qualität der Ziegel bei dieser Methode des Brennens nicht einheitlich war. Meist gab es drei Sorten: die besten Ziegel entstanden in der Mitte, sie waren von blauer Farbe. An zweiter Stelle kamen die *Röhrenziegel,* von unten, wo das Feuer gebrannt hatte. Oben und auf der Seite entstand die schlechteste Qualität. Manchmal war ein Brand auch so gut, daß es nur erste und zweite Klasse gab, aber keine dritte.

Auch beim Ziegelbrennen spielte die Nachbarschaftshilfe eine große Rolle; besonders beim Zusammensetzen zum Brennen mußten alle mithelfen, denn diese Arbeit mußte in ein bis zwei Tagen erledigt sein, weil der Regen stets eine Gefahr bedeutete. Beim Ziegelschlagen, also im Frühjahr, haben auch öfter Zigeuner mitgeholfen; beim Brennen dagegen sollen manchmal Italiener dabeigewesen sein.

Das Ziegelbrennen im Freibrand wurde ungefähr bis in die Dreißigerjahre fortgeführt, dann hörte es allmählich auf.

Aus dem Brennen für den Eigenbedarf entwickelten sich Kleingewerbebetriebe. In Wolfau ist es Franz Tuscher, der zuerst Ziegel für den Bau seines eigenen Hauses brannte, dann Ziegel verkaufte und schließlich 1931 einen Ziegelofen aufstellte. Es gab zwar damals schon einen Baustoffhandel, aber Ziegel waren knapp, und er konnte gar nicht so viel erzeugen, als er hätte absetzen können. Seine Ziegel verkaufte er nicht nur im Ort, sondern sie wurden bis ins Steirische geführt. F. T. übte seine Tätigkeit als Ziegelbrenner stets nur nebenbei aus, denn seine Landwirtschaft gab er nicht auf. Er hatte zeitweise zwei bis drei Ziegler als Arbeiter, sonst arbeitete er auch allein mit den eigenen Kindern; bis 1958 war sein Ziegelofen in Betrieb.

Auch er brannte nur mit Holz und brauchte daher große Holzmengen, ungefähr 60—70 m^3 zu einem Brand. Zwei- bis dreimal im Jahr wurde gebrannt, bei einem Brand erhielt man 40.000 Ziegel. Das Holz dazu mußte er kaufen, unter anderem auch „gezimmerte Keller" und Mostpressen: *I håb Keller und Pressen åbgrissen und verbrennt, vom 1764er Jahr sogår. Des wår wås, große Weinpressen wårn des, und Keller, da håm må a Weil a verbrennt.*

Dachziegel wurden weder von den Bauern selbst im Freibrand hergestellt, noch von F. T. im Ziegelofen. Dagegen gab es in Wörterberg fünf oder sechs Ziegelöfen wie bei F. T., die aber hauptsächlich

Dachziegel erzeugten. Dort soll nämlich der Lehm viel besser *(viel milder)* sein als in Wolfau.

Stuckfassaden

Da wir weder im heimischen Blockbau noch im Lehmbau die Außenflächen der Häuser verziert finden, sind wir genötigt, die an den gemauerten Häusern auftretenden verzierten Fassaden von auswärts abzuleiten. Wir müssen in dieser Hinsicht städtischen Einfluß annehmen, und das umso mehr, als die Zierelemente zweifellos alle einem Formenkreis zuzuordnen sind, den man im weitesten Sinn als klassizistisch bezeichnen kann[13]. Aus der Volkskunst stammende Formen finden sich kaum, wenn man vom Herz mit Dreisproß (Taf. 3; 4) absieht und die auf Taf. 4; 9, 10, 11 auftretenden Blumenformen nicht vom Lebensbaummotiv ableiten will[14].

Da die älteren Bauten alle den Giebel zur Straße richten, ist der ganze Schmuck des Hauses auf dieser gut sichtbaren Stelle konzentriert. Es haben sich in Wolfau drei Häuser erhalten, die hier reiche Verzierungen aufweisen; da eines davon mit 1838 datiert ist (Taf. 4; 11), ist zu vermuten, daß auch die beiden anderen (Taf. 4; 9, 10) um diese Zeit entstanden sind, denn alle drei gehören stilistisch eng zusammen. Einen im Aufbau ähnlichen, aber viel einfacheren Giebel zeigt Taf. 4; 12. Wahrscheinlich zählen diese Bauten zu den frühesten gemauerten Häusern des Dorfes. Die Entstehung dieser reichen, dem Zeitgeschmack entsprechenden Stuckfassaden ist nur denkbar, wenn man als Hersteller einen gut geschulten und künstlerisch begabten Handwerker annimmt.

Beim Aufkommen des Vierseithofes rücken die Stuckverzierungen von ihrer bisherigen Stelle am Giebel an einen neuen Ort, nämlich über das Einfahrtstor (Taf. 3; 3—7). Wir finden nun sehr häufig Jahreszahlen sowie die Initialen des Besitzers, vereinzelt auch die Hausnummer und Zierformen wie Sterne usw. Die früheste mir bekannte dieser Jahreszahlen ist 1858 (Haus Nr. 104). In den Sechzigerjahren scheint jedoch diese Hausform, nach den Jahreszahlen zu schließen, immer noch recht selten zu sein (Taf. 3; 3), häufiger wird sie erst in den Siebziger- (Taf. 3; 4) und Achtzigerjahren (Taf. 3; 5 u. 7).

Außer den Stuckverzierungen über der Einfahrt finden wir an den Fassaden noch Fensterumrahmungen (Taf. 6; 18—22), Lisenen (Taf. 6; 20—22) sowie reich gekehlte Gesimse unter der Dachtraufe (Taf. 3; 3—7 u. Taf. 6; 18—22). Wenn auch zur Herstellung dieser Stuckarbeiten gewiß handwerkliches Können erforderlich war, so sind sie doch sehr weit entfernt vom künstlerischen Schwung und der Eleganz der oben erwähnten Fassadengestaltungen aus der Zeit um 1840. Es wäre der

Beobachtung wert gewesen, zu verfolgen, wie sich die verschiedenen klassizistischen Elemente in ihrer Auseinandersetzung mit der ländlichen Bautradition im Laufe größerer Zeiträume verändert hätten. Jedoch ist die Zeit dafür zu kurz gewesen, denn bevor eine organische Verschmelzung hatte erfolgen können, kam der Einbruch der modernen Bauformen mit ihren glatten Fassaden.

Auch noch nach der Einführung des Vierseithofes wurden in Wolfau mitunter kleinere Häuser errichtet. Solche Bauten erhielten noch um die Jahrhundertwende Stuckverzierungen im Giebelfeld (Taf. 4; 12). Auch der Brauch, über den Einfahrtstoren Jahreszahlen und Ornamente anzubringen, lebte bis in diese Zeit fort (Taf. 3; 6).

„Gång und Gred'n"

Obwohl die Arkadengänge in den Innenhöfen der Bauernhöfe so häufig vorkommen, daß sie typisch für das Bauernhaus in Wolfau zu sein scheinen, haben wir doch eine sehr junge Erscheinung vor uns. Die alten *gezimmerten* und *gesatzten* Häuser haben den *Gång,* wie der einheimische Name für den Arkadengang lautet, noch nicht. Auch bei den um 1840 entstandenen Ziegelbauten fehlt er noch. Bei diesen älteren Hausformen befindet sich an seiner Stelle die sogenannte *Gred'n*[15], ein dem Gebäude hofseitig vorgelagerter Weg (Taf. 2; 1 u. 2), der durch das vorspringende Dach, den *Vorsprung,* geschützt ist. Die Gred'n ist meistens vor dem Wohntrakt etwas erhöht, vor dem Stall dagegen ist sie ebenerdig. Sie bestand in der Regel aus Lehmschlag, seltener aus Ziegelpflaster; heute ist sie oft schon betoniert. Der *Vorsprung,* also das ausladende Dach über der Gred'n, kann entweder freitragend sein, oder es ist durch Steher aus Holz unterstützt.

Die durch den „Vorsprung" geschützte Gred'n ermöglicht es, vom Eingang des Vorhauses aus den Stall und die anderen Wirtschaftsräume auch bei Schlechtwetter ungehindert zu erreichen. Dieselbe Aufgabe übernimmt bei den Vierseithöfen der „Gång", der also der Gred'n funktionsgleich ist; in dieser Hinsicht ist durchaus eine Kontinuität gegeben. In der formalen Gestaltung und in der technischen Ausführung besteht eine solche jedoch nicht, denn es ist unmöglich, die hochentwickelten Pfeiler bzw. Säulen des „Ganges" (Taf. 7; 23 u. 24) von den einfachen Holzstehern abzuleiten.

Der Gang war sehr häufig nur vor dem Wohntrakt angeordnet, während vor dem Stall die alte Gred'n zunächst beibehalten wurde (Taf. 1). Der Arkadengang war vom Anfang an eine sehr repräsentative Bauform, ja, man empfand sie als so repräsentativ, daß sie bei später entstandenen kleineren Häusern ebenfalls angewendet wurde. Außer

den voll ausgebildeten Formen mit gut gestalteten Säulen bzw. Pfeilern (Taf. 7; 23 u. 24) finden wir auch einfachere Typen, wo in einer normalen Ziegelmauer die entsprechenden Öffnungen ausgespart blieben (Taf. 7; 25). In dieser vereinfachten Form ersetzte der Gang dann die Gred'n auch vor dem Stall, nur sind die Bögen hier bis zum Boden herab offen (Taf. 7; 26)[16].

Wie lange das repräsentative Vorbild des Arkadenganges lebendig blieb, sehen wir an einem ziemlich kleinen Anwesen, das erst kurz vor dem zweiten Weltkrieg erbaut wurde; es ist ein unverputzter Ziegelbau, und auch der „Gang" ist in dieser Bauweise hergestellt (Taf. 8; 27).

Türe und Tor

Die Türe ist überall ein ungemein bedeutsamer Teil des Hauses, bildet sie doch den Übergang zwischen dem eigenen Bereich der Hausgemeinschaft und der Außenwelt. Das ist auch in Wolfau so, und hier wie in anderen Gegenden sind Türen und Tore nicht nur durch Schlösser und Riegel gesichert, sondern auch durch magische Mittel. Im ganzen südlichen Burgenland und auch hier in Wolfau stellt man, wenn man das Haus verläßt, einen birkenen *(birichen)* Besen in den Türstock, damit während der Abwesenheit keine Hexe ins Haus kann[17]. Und wenn eine junge Mutter nach der Entbindung auf dem Weg zum Einsegnen *(Fürgehn)* das Haus verläßt, muß sie über einen birkenen Besen steigen, der vor die Haustüre oder das Einfahrtstor gelegt wird; das tut man, damit das Kind mehr Glück hat. Auch wenn das Vieh das erste Mal im Frühjahr ausgetrieben wird, wirft man bei der Stalltür einen Besen hin, über den das Vieh drübersteigen muß. In einem Fall schützt der Besen[18] den Hauseingang, im anderen Mutter und Kind bzw. das Vieh bei Verlassen des schützenden Hauses. — Die weitverbreitete Sitte, daß die Heiligen drei Könige ihre Buchstaben mit Kreide an die Tür schreiben, ist auch hier bekannt. Auch das bedeutet letzten Endes einen Schutz der Türe, selbst wenn es meist nicht bewußt geschieht.

Die großen Einfahrtstore der Bauernhöfe wiederum weisen Zeichen auf, die in der Volkskunde allgemein als Sinnbilder bekannt sind, wie z. B. Halbsonne (Taf. 8; 28—29), Raute (Taf. 8; 28 u. Taf. 9; 32, 33) und Herz (Taf. 9; 33). Freilich erhebt sich hier die Frage, wo die Vorbilder für diese Tore herstammen, denn da es in Wolfau vor der Mitte des 19. Jahrhunderts keine überbauten Einfahrten gegeben hat, konnte es auch keine Einfahrtstore gegeben. Diese Tortypen sind jedoch weit verbreitet und sie müssen voll ausgebildet nach Wolfau gekommen sein. Es handelt sich dabei um Tischlerarbeiten, und somit ist wohl den Angehörigen dieses Handwerkszweiges die Übertragung zuzuschreiben. —

An einem dieser Tore (Taf. 9; 31) fand ich übrigens auch ein Hufeisen angenagelt, was ebenfalls ein Beleg für die Wichtigkeit des Tores ist. Tischlerarbeiten sind außer den großen Einfahrtstoren (Taf. 8; 28— 30 u. Taf. 9; 31—33) auch Haustüren, Kellertüren usw. (Taf. 9; 34 u. 35), wobei erwähnt werden muß, daß die älteren Haustüren oft zweiteilig ausgeführt sind, so daß Ober- und Unterteil unabhängig voneinander geöffnet werden können (Taf. 9; 34).

Im Gegensatz zu den technisch hochentwickelten, vom Tischler angefertigten Türen und Toren machen die Türen der alten gezimmerten Keller einen wesentlich altertümlicheren Eindruck. Sie sind aus schweren Bohlen hergestellt und die wuchtigen Pfostenstöcke erinnern in der Form noch an den spätgotischen Kragsturzbogen (Taf. 9; 35). Diese Türen sind mit Vorhängschlössern versperrt, die dazugehörigen Arben zeigen mitunter einfache, vom Schmied bei der Herstellung eingehauene Verzierungen (Taf. 9; 37 u. 38).

An den Türen von Wirtschaftsräumen sind noch häufig einfache Holzriegel anzutreffen. Die gleiche Riegelform kommt auch an Schweineställen vor.

Eine Gemüsegartentüre (Taf. 9; 36) ist insofern erwähnenswert, als die beiden in Laubsägetechnik ausgeschnittenen Ornamente möglicherweise als letzte Erinnerung an die auf Toren häufigen Rosetten aufzufassen sind.

Der Dachstuhl

Als Dachstuhl ist allgemein das Sparrendach üblich. Die meisten der jetzt vorhandenen Dachstühle sind Zimmermannsarbeit, also nicht von den Bauern selbst hergestellt. Es sind Konstruktionen aus schweren Balken, zu denen sehr viel Holz gebraucht wurde, denn die Sparren und Latten wurden nicht in der Sägemühle geschnitten, sondern mit dem Breitbeil zugehackt. Als Versteifung der Dachkonstruktion geht in Längsrichtung des Daches in halber Höhe ein Baum durch, der sogenannte „Schneebam“

Bei noch älteren Häusern soll es ein „doppeltes Gespier“ gegeben haben; möglicherweise handelt es sich um ein solches bei einem Dachstuhl mit einem Firstbaum zur Unterstützung der Sparren, welcher von Scherenständern getragen wird.

J. G. berichtet auch von ganz *behelfsmäßigen*[19] Dachstühlen, die von den Bauern selbst gemacht wurden: *Es geht so a Bam durch außi, und dann liegt die Mauerbank außen, außer der Mauer.* Bei einer solchen Dachkonstruktion auf einem gesatzten Haus handelt es sich auch um ein Sparrendach.

Ich konnte keinen Hinweis darauf finden, daß es in Wolfau jemals

Rofendächer gegeben habe, doch seien die hier sehr häufigen Weinlauben *(Weinhecken)* erwähnt. Die waagrechten Stangen liegen in Gabelständern, so wie bei urtümlichen Dachkonstruktionen der Firstbaum in den Gabeln der Firstsäulen[20].

Neue Dachstühle werden auch hier in Wolfau nach modernen Gesichtspunkten errichtet. Sie werden bereits aus Schnittholz gezimmert und sind in der Konstruktion viel zarter als die alten Dachstühle aus den schweren, gehackten Hölzern.

Die Dachdeckung

Das heutige Ortsbild wird nahezu ausschließlich vom Ziegeldach beherrscht. Das war jedoch früher wesentlich anders; vermutlich sind die ersten Ziegeldächer gleichzeitig mit den Vierseithöfen, also um 1870, aufgetreten. Vor dieser Zeit war dagegen allein das Strohdach üblich[21]; noch 1900 sind von den 266 Häusern des Ortes 168 mit Stroh gedeckt gewesen[22].

Als Dachform finden wir bei den kleineren Häusern vorwiegend das Giebeldach (Taf. 4; 10 u. 12), mitunter auch den Schopfwalm (Taf. 4; 11); der letztere ist manchmal nicht mehr erhalten, sein früheres Vorkommen kann aber noch aus der Form des Giebelfeldes erschlossen werden (Taf. 4; 9).

Das Strohdach ist fast ausschließlich als *Schabdach* ausgeführt. Die Technik des Deckens ist bei älteren Leuten allgemein noch gut bekannt, denn es wurde bis vor 20 Jahren noch mit Stroh gedeckt. Allerdings machte man damals keine neuen Strohdächer mehr, sondern besserte nur die vorhandenen aus.

Das Stroh zum Dachdecken mußte zunächst sorgfältig vorbereitet werden: *Früher håm ja d' Leut ålls mit der Hand gschnitten, mit der Sichl, net so wia heut. O je, de Leut san hakli gwen; wånns gregnet håt, håt ma's 2 oder 3 mal überidrahn müassn, dånn håt ma's mit der Drischl droschen. Im Winter håt ma dånn in der Scheune des Stroh ausglegt, då håt ma müassn des Stroh so ausschüttn, då is des klane außerkummen, dånn håt ma so klane Schabl bunden, fest håt ma die binden müassn, dånn håt ma s' aufs Dåch auffighängt.* (J. B.)

Das Binden der Schabeln und das Decken selbst war ein recht komplizierter Vorgang, von dessen Ablauf der folgende Bericht ein gutes Bild gibt: *An Schüppel Stroh nimmt ma si då eine* (zwischen die Knie), *und a Schüpperl a Strohrem, des is mit Wåsser getränkt, des kommt eine, und då håt ma scho an klan Knebel, sticht ma då ausanånder, und mit dem Bandl durch åbe, und amål då uma, und dånn zsammdrahn und då uma, und dånn wirds mit an Knebel zsåmmdraht, daß' ordentlich gnaht*

is, daß der Stroh net ausrutscht. Und die klan Deckschabeln, so hat ma s' gnennt, die wern aner nach dem andern hinglegt auf der Låtten, die Låtten san 50 cm auseinånder, des wårn net Latten, des warn so dünne Stangl, san draufgnågelt auf de Gspier, und då håt auf der inwendigen Seiten a Schüpperl Stroh weggnommen von de Såcha, und draht, hat s' um des Stangl umanandergnomma, und auf zwoa Seiten, der Schedl is so hoch in d' Höh gståndenund då håt ma dånn zsammdraht, de zwoa, und eingstrickt, und des nächste, und des nächste, und des nächste (J. K.)

Das Strohdach war ungefähr 50 cm stark. Die Schabeln wurden mit Strohseilen an den Latten befestigt. Der First des Strohdaches wurde mit Lehm „abgeschlägert", um ihn gegen den Sturm zu sichern; oder man konnte ihn auch mit Stangen niederbinden, welche innen mit Draht befestigt waren.

Eine andere Art der Strohdeckung als die oben beschriebene kam vereinzelt auch in Wolfau vor, aber *hauptsächlich in Wörterbergen und Stinatz då åbe.* Dabei hat man keine Schabeln gebunden, sondern *glei wia des Stroh is, des klane außerbeiteln, und auffe, und vonånd, und då san solche Stangln gwen, mit die håt ma's niederbunden auf die Låtten.* — Das Stroh *hat ma mit an Wäschpracker schön gleich prackt, is recht schön gwest* (M. M.)

Für die Herstellung des Strohdaches waren keine Handwerker nötig, das wurde von den Bauern selbst gemacht, wenn es natürlich auch hier einige gab, die es besser konnten als die anderen. In der letzten Zeit gab es auch Leute, die das Strohdecken gewerbsmäßig ausübten. Im allgemeinen spielte bei dieser Arbeit die Nachbarschaftshilfe eine große Rolle, sowohl was die Arbeit selbst betraf als auch das Material. Für ein großes Dach wurde nämlich oft mehr Stroh gebraucht, als der Bauer selbst hatte; da halfen dann die Nachbarn aus, und sie erhielten das Stroh zurück, wenn sie selbst es zum Decken benötigten.

Übereinstimmend wird angegeben, daß das Strohdach das gesündeste Dach war, weil das darunter gelagerte Heu gut austrocknete; *da is ka Heu drin brennat wordn* (J. B.), wie es bei einem Ziegeldach vorkommen kann. Als Lebensdauer eines gut gemachten Strohdaches werden 30, ja sogar 50 Jahre angegeben. Feuergefährlich ist es allerdings schon, und wenn es wo in der Nachbarschaft brennt und die Funken fliegen, muß man Wasser auf das Dach schütten, damit es nicht Feuer fängt.

Als Grund für das Abkommen des Strohdaches werden allgemein die hohen Versicherungsprämien angeführt, die dafür bezahlt werden müssen. Ein weiterer Grund ist der, daß man nur handgedroschenes Stroh zum Decken verwenden kann. Maschingedroschenes Stroh, wie es jetzt allgemein anfällt, ist dazu ungeeignet.

Allmählich wurde das Strohdach vom Ziegeldach verdrängt. Die Dachziegel für dieses mußten jedoch gekauft werden, da sie nicht wie die

Mauerziegel im Freibrand hergestellt werden konnten. Man bezog sie meist aus Wörterberg, wo einige Ziegelöfen in der Hauptsache Dachziegel erzeugten. So ist das Strohdach heute fast ganz verschwunden, nur an einzelnen Nebengebäuden hat es sich noch erhalten. In wenigen Jahren aber wird es nur mehr vom Hörensagen bekannt sein.

Schutz vor Hagel und Blitz

Heute sind an den Häusern schon allgemein Blitzableiter üblich; in früheren Zeiten mußte man jedoch zu abergläubischen Mitteln Zuflucht nehmen, um sich vor Blitz und Hagel zu schützen.

Wenn ein Wetter aufzog und Hagel drohte, stellte man das Gerät, mit dem man das Brot in den Backofen einschießt, im Hof auf; dadurch hollte man den Hagel aufzuhalten.

Gegen die Blitzgefahr wiederum nagelte man eine alte Sense an eine Stange und befestigte diese auf einem Baum neben dem Haus. Dem dürfte weniger eine naturwissenschaftliche Beobachtung zu Grunde liegen als die weit verbreitete Vorstellung, daß Eisen und Stahl vor allem Bösen schützen.

Auf den Rauchfängen einiger weniger Häuser (z. B. Nr. 127) sind pinienzapfenartige Gebilde angebracht, die möglicherweise auch als Abwehrmittel zu verstehen sind; doch konnte ich dafür keine Bestätigung erhalten. Sie werden *Kegel* genannt, da sie entfernt an die Spielkegel erinnern.

Decke und Fußboden

Wie bereits bei der Besprechung des Blockbaus erwähnt, ist die dieser Bauweise entsprechende Deckenkonstruktion die Balkendecke. Sie ist in der Regel von einem *Duzibam* (Durchzug, Unterzug) unterstützt, seltener ist dagegen die Ausführung ohne einen solchen.

Der *Duzibam* ist ein starker[23] Baum von rechteckigem Querschnitt. Er ist immer hochkantig versetzt und verläuft stets von Traufseite zu Traufseite des Hauses; hier durchstößt er meist die Wand und ist daher von außen sichtbar. Im rechten Winkel zum Duzibam, also von der Giebelwand zur Zwischenwand, liegen schwächere Bäume, die Träme. Sie sitzen auf und werden in der Mitte vom Durchzug unterstützt. Quer auf den Trämen schließlich, also parallel zum Duzibam, liegen Bretter; sie bilden eine *doppelte Schalung,* das heißt, sie sind versetzt angeordnet, so daß von der trockenen Erde, die als Feuerschutz oben aufgeschüttet ist, nichts durchfallen kann. Nach anderen Berichten wurde oben nicht trockene Erde, sondern Lehmschlag aufgebracht.

Daß der Duzibam beschnitzt ist, kommt hier in Wolfau sehr selten vor, was für die Datierung der Häuser recht ungünstig ist. Mir sind nur zwei beschnitzte Unterzüge bekannt: Einmal das sehr schöne Stück auf Nr. 8; er zeigt auf der Unterseite in Kerbschnitt-Technik vier Sechssterne und eine Sechssternkombination, auf der der Giebelwand zugekehrten Seitenfläche die Inschrift „1824 M P, den 22. Mey" (Bild 2). Der andere beschnittene „Duzibam" ist im Hause Nr. 190; er hat nur auf der Unterseite einen Sechsstern eingekerbt, Jahreszahl ist keine vorhanden. — Von einem datierten Durchzug in seinem alten, 1952 abgerissenen Haus berichtet auch F. T.; auf diesem Unterzug soll die Jahreszahl 1802 gestanden sein. — Die Kerbschnittornamente an den Durchzügen werden allgemein nur als Verzierung aufgefaßt, eine darüber hinausgehende Bedeutung ist nicht bekannt.

Die Decken der alten Häuser haben alle einen dunklen Holzton, der im Laufe der Zeit von selbst entstanden sein dürfte; jedenfalls weiß man nichts davon, daß das Holz gebeizt oder angestrichen worden wäre. Eine Pflege der Holzdecken erfolgt insofern, als man sie von Zeit zu Zeit mit Wasser abwäscht, um Staub und Spinnweben zu entfernen.

Daß hier in Wolfau der Duzibam so selten beschnitzt ist, fügt sich durchaus in das Bild ein, welches man allgemein von der alten Holzkultur dieser Gegend gewinnt. Sowohl bei den Gebäuden als auch bei Gegenständen herrschen die einfachen, klaren Grundformen vor, Verzierungen sind sehr selten. Die Schnitzereien auf den „Hengstenpressen" z. B. sind ganz einfach und bestehen nur aus Jahreszahl und Hausnummer. Ausgesprochene Zierformen wie etwa der Balkenkopf eines Holzschuppens kommen nur in Ausnahmsfällen vor.

In den gesatzten und gemauerten Häusern ist überwiegend die weiße Decke anzutreffen; in Ausnahmsfällen finden wir jedoch auch hier eine Holzdecke. Nach Angaben von J. G. handelt es sich bei der weißen Decke durchwegs um Dippelbaumdecken; die Bäume liegen Mann an Mann und sind seitlich verdübelt. Unten sind sie verrohrt, verputzt und geweißigt. In manchen Häusern finden wir auch an Stelle der glatten Decken einfache Stuckdecken.

In Neubauten werden heute durchwegs Fertigteildecken versetzt, nur wenn jemand sehr viel Holz hat, läßt er noch eine Dippelbaumdecke machen.

Der Fußboden in den „gezimmerten" Häusern bestand auch in den Wohnräumen ursprünglich immer aus Lehmschlag, höchstens die vordere Stube hatte manchmal einen Bretterboden. Bei den um 1870 entstandenen Neubauten war dieser dagegen schon die Regel, während der Boden der *Ruaßkuchl* immer noch aus Lehmschlag bestand und mit Ziegeln gepflastert wurde.

© Landesmuseum Joanneum; Download unter www.biologiezentrum.at

Ein- oder zweimal jährlich werden heute noch die Räume geweißigt (gweißnt, gweißlt). Meist wird die Küche zweimal jährlich geweißigt, die Laben und der Gang ebenfalls, und zwar im Frühjahr und im Herbst. Die Zimmer dagegen werden nur einmal jährlich geweißigt, oder zumindest jedes zweite Jahr. — Auch die „gezimmerten Häuser" sind meist innen und außen geweißigt, und zwar direkt auf das Holz. Zum Weißigen nimmt man Kalk, etwas Sand sowie Bläue *(Weißenblebn),* damit ein etwas bläulicher Ton entsteht. Mit einem Wedel *(Weißwoadl)* wird der Kalk zweimal aufgetragen, denn beim erstenmal deckt er nicht. Dabei muß man darauf achten, kreuzweise zu streichen — einmal in der einen Richtung, das zweitemal senkrecht dazu —, damit keine Streifen entstehen.

Das Weißigen wird entweder von einem Maurer gemacht — es ist ja fast in jedem Haus ein solcher daheim — meist aber von den Frauen. Den Kalk konnte man früher selbst bei den Kalköfen holen, oder es fuhren Wagen auf und ab, von welchen man ein *Maßl* oder die Menge, die man gerade brauchte, kaufen konnte. Heute bestellt man den Kalk in St. Johann, er wird ins Haus geliefert. Die *Weißenblebn* kaufte man im Geschäft, dort bekommt man heute auch noch andere Farbtöne.

Kalköfen gab es früher in Schildbach bei Hartberg und in Burg bei Hannersdorf (auf der Strecke nach Steinamanger). Der Kalk aus Hartberg war zwar nicht so weiß, aber doch besser, denn er war *mehr fett,* im Gegensatz zu dem aus Burg, der zwar weißer, aber *mehr fliagat* war.

Lehmböden und Ziegelpflaster hat man *ågleint,* und man tut es heute noch. Die Frauen tragen sich Lehm nach Hause, wobei eine Art von blauem Lehm bevorzugt wird; diese Lehmart nennt man *Gleinkot*[25]. Der Gang vor dem Haus bzw. die „Gredn" wird jeden Samstag ågleint', damit er am Sonntag schön ist. Ebenfalls am Samstag wird der Boden der Ruaßkuchl gegleint, früher auch der offene Herd. Dabei wird mit dem Weißwoadl eine neue Lehmschichte aufgetragen; *Das ist direkt schön gewesen, da ist alles so blaugrau geworden.* Sand wird keiner aufgestreut, denn den hätte man im ganzen Haus vertragen.

Auch das Ziegelpflaster des Dachbodens wird *ågleint,* und zwar wird jedes Jahr vor dem Schnitt der Boden sauber abgekehrt und das Pflaster gegleint, so daß er ganz rein ist, wenn man das Getreide aufschüttet.

Es wird berichtet, daß früher auch die Wände der Wohnräume nicht mit Kalk geweißigt, sondern mit Gleinkot geputzt wurden. Sie wurden dadurch nicht so *licht* wie durch das Weißigen, sondern erhielten einen blaugrauen Ton[26]. Demnach wäre das Weißigen in Wolfau eine recht junge Erscheinung.

© Landesmuseen Digitalisierungszentrum, Volkskundemuseum, Volkskundezentrum, Ethnologiezentrum.at

Zusammenfassung

Wenn wir versuchen, aus dem bisher Gesagten eine historische Entwicklung des Bauernhauses in Wolfau herauszuarbeiten, so ergibt sich folgendes Bild: Am Anfang des 19. Jahrhunderts waren ausschließlich Streck- bzw. Hakenhöfe üblich; als Bauweise herrschte der Blockbau vor, daneben gab es auch den Lehmbau. Als Dachdeckung war nur das Strohdach bekannt. Die Grundeinheit des Wohnhauses war die Gruppierung Laben-Stube-Kammer; andere Wohnräume gab es nicht. Ein Arkadengang war nicht vorhanden, an seiner Stelle befand sich die durch das vorspringende Dach geschützte Gredn.

Als erste Veränderung wurde die Ziegelbauweise eingeführt, vermutlich um 1830. Grundriß und Dachdeckung blieben jedoch gleich, der Arkadengang fehlt immer noch. Eine wesentliche Änderung der Wirtschafts- und Gesellschaftsform ist also für diese Zeit noch nicht anzunehmen.

Eine sprunghafte Änderung erfolgt jedoch um 1870. Die Wirtschaftsräume werden vergrößert, neue Wohnräume bzw. der Kitting kommen hinzu. Es entsteht die Form des Vierseithofes, wobei nun dem Wohntrakt hofseitig stets ein Arkadengang vorgelagert wird. Es ist nun allgemein die Ziegelbauweise üblich und das Dach wird hart gedeckt. Dieser Änderung der Bauweise muß ein starker Wandel in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht zu Grunde liegen, den zu untersuchen jedoch nicht Aufgabe dieser Arbeit ist. Die Bauform des Vierseithofes samt dem Arkadengang kann sich nicht innerhalb des Dorfes entwickelt haben, sondern muß von außen gekommen sein; dafür spricht schon allein die Tatsache, daß die neuen Wohnräume nicht aus den Bedürfnissen der Hausgemeinschaft heraus entstanden sind, denn diese bewohnt nach wie vor den Komplex Laben-Ruaßkuchl-vordere Stube-hintere Stube, also eine Variante der alten Grundeinheit Laben-Ruaßkuchl-Stube-Kammer, während die neuen, jenseits der Einfahrt liegenden Wohnräume meist vermietet werden.

Die alten, überlieferten Bauweisen entsprachen noch völlig der bäuerlichen Lebensweise mit ihrer fast vollständigen wirtschaftlichen Autarkie. Zum Bau war kein Bargeld nötig; das Material — Holz, Lehm, Stroh — wurde der eigenen Wirtschaft entnommen, den Bau führte die Hausgemeinschaft selbst aus, verstärkt durch die Nachbarschaftshilfe.

Eigene Arbeit und Nachbarschaftshilfe spielen auch um 1870 noch eine große Rolle, aber Kalk, Dachziegel, zum Teil auch Mauerziegel, müssen gekauft werden, der Maurermeister und der Zimmermeister wirken bereits am Bau mit. Die Auflösung der alten, fast bargeldlosen Wirtschaft ist damals bereits unverkennbar.

Als jüngste Entwicklung erfolgt heute in den bäuerlichen Anwesen eine neuerliche Vergrößerung der Wirtschaftsräume, bedingt durch den Einsatz landwirtschaftlicher Maschinen und durch die höheren Ernteerträge. Neubauten werden durchwegs mit den modernsten Baustoffen ausgeführt, die natürlich im Handel gekauft werden müssen. Die Wohnräume werden immer mehr dem städtischen Vorbild angeglichen, Wasserleitung, Badezimmer und moderne Küchen halten ihren Einzug. Die zahlreichen Wanderarbeiter aus dem Dorf lernen diese Vorbilder an ihren Arbeitsorten kennen und schätzen und sie haben auch die Mittel zur Verfügung, die Modernisierung tatsächlich durchzuführen. In welcher Weise diese moderne Wohnkultur mit der bäuerlichen Lebensform verschmelzen wird, kann heute noch nicht vorausgesagt werden.

Zu den Abbildungen:

Die Pläne wurden von Frau Monika Schöbitz gezeichnet, die Strichzeichnungen von Herrn Hans Günter Drechsler und Herrn Dr. Walter Berger, nach Planaufzeichnungen bzw. Lichtbildern des Verfassers. Fotos ebenfalls vom Verfasser.

FUSSNOTEN:

1 Johann Karner (Nr. 13) ist 1881 noch im alten gezimmerten Haus geboren worden. — Josef Bischof (Nr. 34) berichtet, daß das frühere gezimmerte Haus an der Stelle des jetzigen Obstgartens gestanden sei.

2 Auf Taf. 2, 1 ist kein Misthaufen eingezeichnet, da im Hause keine Landwirtschaft mehr besteht. Es wird jedoch berichtet, daß sich der Misthaufen unmittelbar vor der Stalltür befand.

3 Es handelt sich hier zweifellos um die Aufnahme des neuen Mitgliedes in die Hausgemeinschaft. Daß dies dadurch geschieht, daß der Betreffende mit dem Herd in Verbindung gebracht wird, ist ein ausgesprochen altertümlicher Zug, der schon in der Antike Entsprechungen hat.

4 Das elektrische Licht wurde um 1920 eingeführt; in der Zwischenzeit wurden meist Petroleumlampen verwendet.

5 Ob es hier in Wolfau auch freistehende Kittinge gegeben hat, kann nicht sicher gesagt werden. Vom Kitting auf Nr. 8 wird berichtet, daß er früher ein niederes Strohdach hatte, dessen Sparren auf den Gurten auflagen; siehe Rekonstruktion auf Taf. 5; 14. Das würde dafür sprechen, daß er ursprünglich nicht in den übrigen Gebäudekomplex einbezogen war.

6 Vgl. Karl Ortner, Die Restbestände altburgenländischen Baugutes und ihre Beziehung zur Urgeschichte, Burgenländische Heimatblätter, 27. Jg., Heft 3/4, Eisenstadt 1965; S. 113.

7 Laut Volkszählung.

8 Siehe auch Seite 1 !

9 Außer der von J. K. geschilderten Aufbereitung des Lehms durch das *Åbahäcken* wird auch berichtet, daß der Lehm mit den Füßen, und war barfuß, abgetreten wurde (J. G.).

10 Der Maurermeister des Ortes.

11 Nach der Volkszählung von 1900.

12 Laut Lehrbrief des Matthias Gall, ausgestellt in Stadtschlaining im Jahre 1865; im Besitz von J. G.

13 Für Mithilfe bei dieser Bestimmung danke ich Frau Dr. Inge Maurer und Herrn Dr. Walter Berger.

14 Über die Frage, ob es sich bei solchen Blumenmotiven um den Lebensbaum oder um junge Biedermeier-Erscheinungen handelt, vgl. Károly Gaál, Die bemalte Truhe im südlichen Burgenland, Barb-Festschrift, Eisenstadt 1966.

15 Eine originelle Definition gab mir M. M.: *Die Gred'n, des is, wo's net bucklat is.*

16 In Figur 28 sind zwei Öffnungen nachträglich bis zur halben Höhe aufgemauert worden.

17 Laut freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. Károly Gaál.

18 Hier hat der birkene Besen die Kraft, Hexen abzuwehren. Andererseits aber gilt er als das Reittier der Hexen.

19 Aus der Sicht des Handwerkermeisters!

20 Vgl. Karl Ortner, a. a. O., S. 109 ff.

21 Ganz vereinzelt gab es auch Schindeldächer. Die Schindeln dazu wurden von den Bauern selbst aus Fichtenholz hergestellt.

22 Laut Volkszählung.

23 Einige Maße: Nr. 8: 35/26 cm; Nr. 190: 26/26 cm; Nr. 214: 31/24 cm; Nr. 245: 27/20 cm.

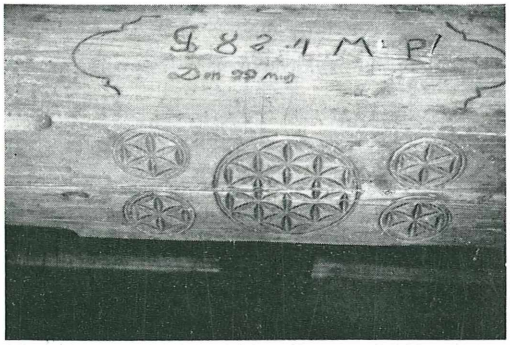
24 Über die sprachliche Herkunft dieses Wortes vgl. Maria Hornung, Zur Verwendung des Lehms im burgenländischen Hausbau, Burgenländische Heimatblätter, 20. Jg., Heft 2, Eisenstadt 1958, S. 62.

25 Es dürfte sich um Tegel handeln.

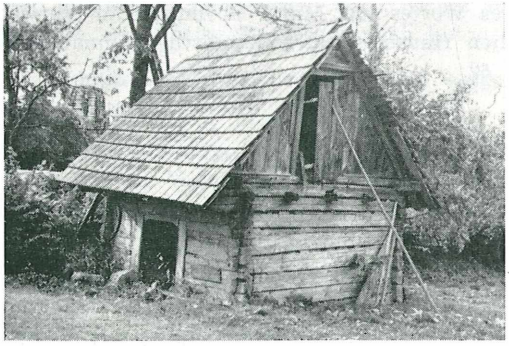
26 M. H. hat das von seinen Großeltern erzählt bekommen.

© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter w

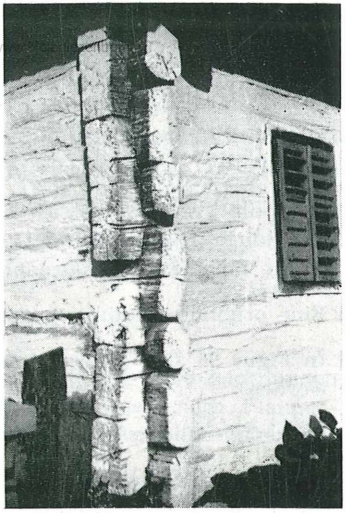
1 Vierseithof, Straßenansicht



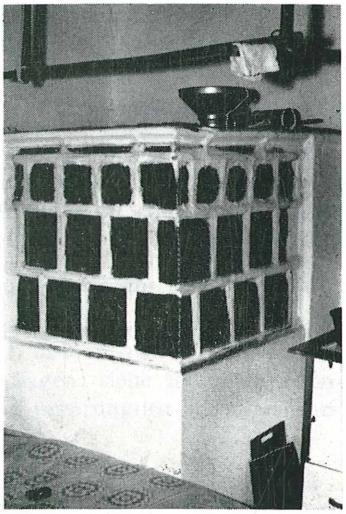
2 Durchzug 1824 (Nr. 8)



3 gezimmerter Keller (Nr. 156)



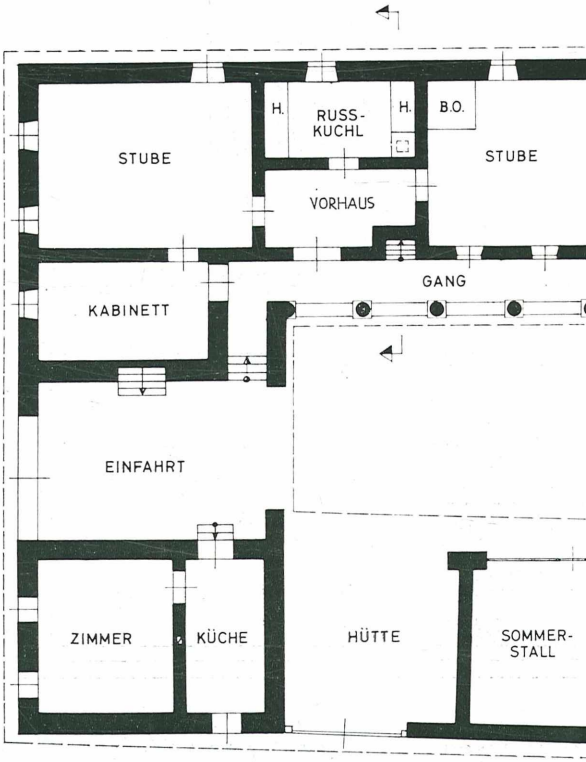
4 Blockverbindung (Nr. 245)



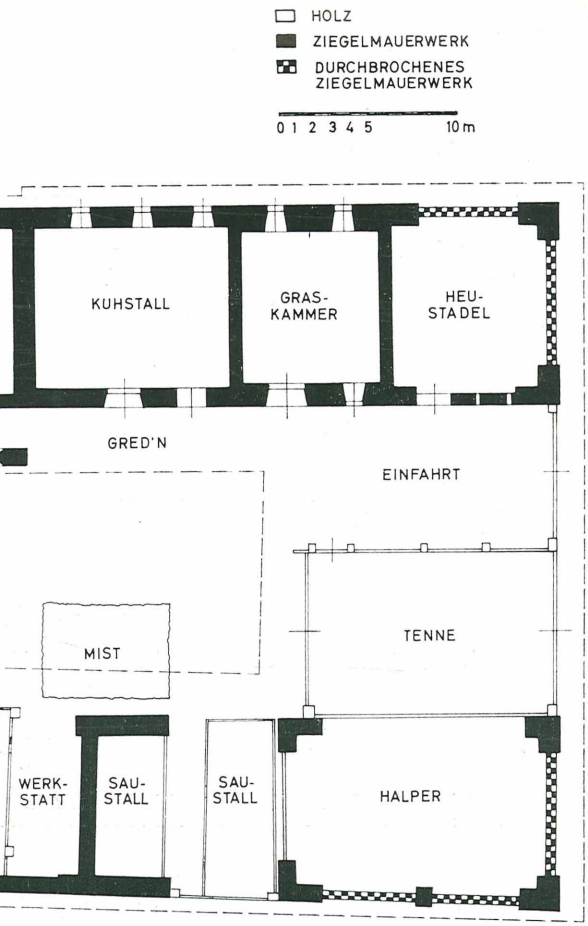
5 Backofen (Nr. 214)

© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

WOLFAU 34, KASPAR (JOSEF BISCHOF)



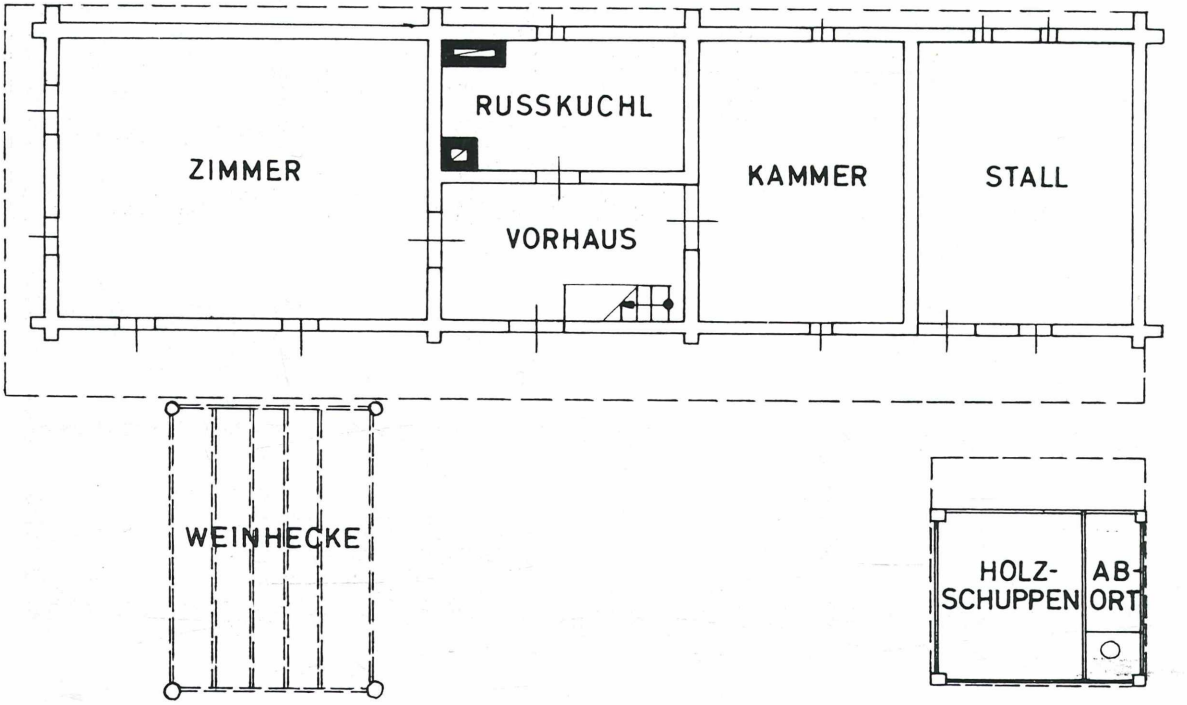
© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at



TAFEL 1

© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

WOLFAU 245, WEISSKAMMERL (KINELLY)

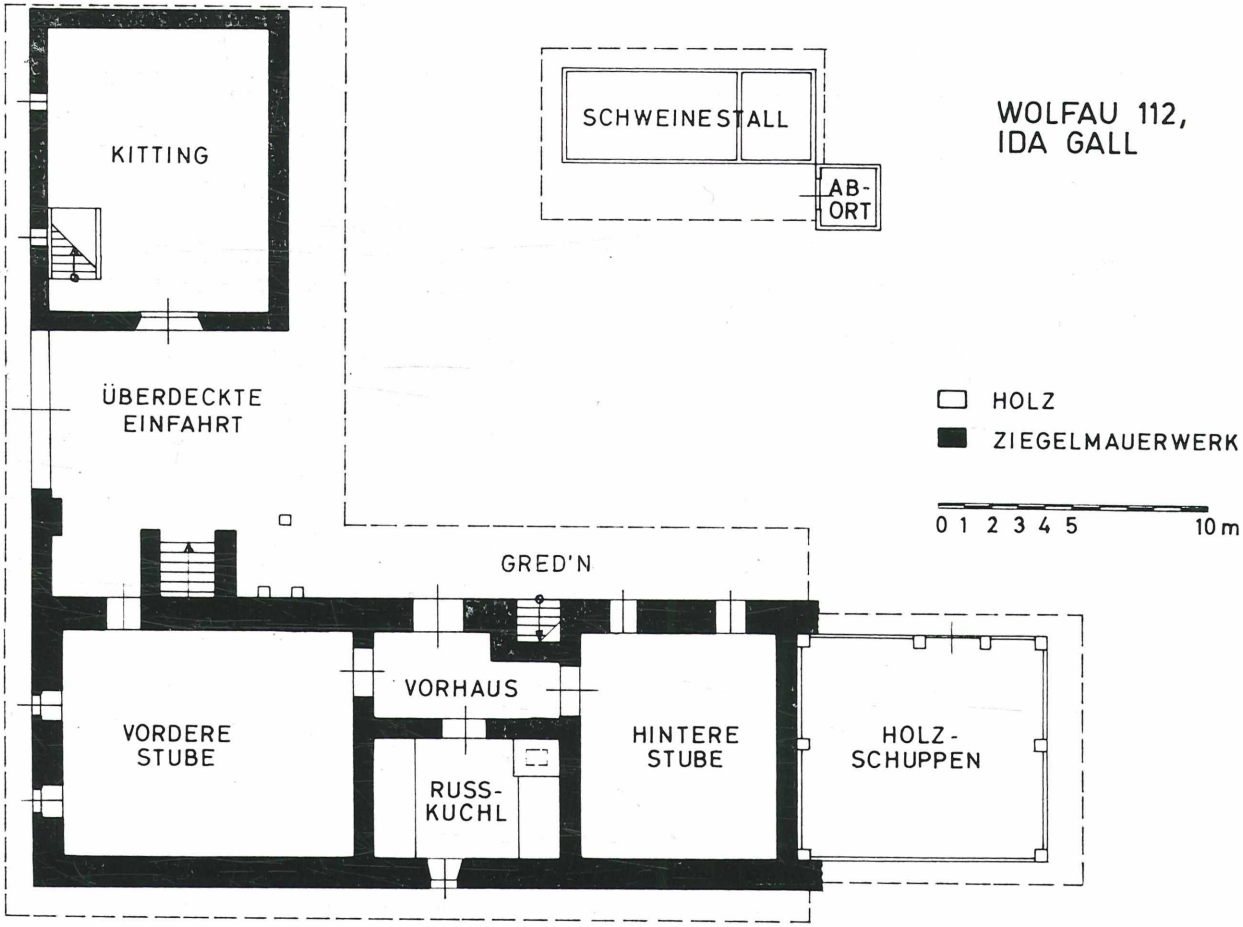


HOLZ

ZIEGELMAUERWERK

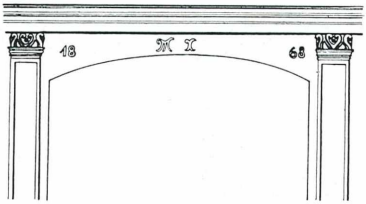
0 1 2 3 4 5 10 m

© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

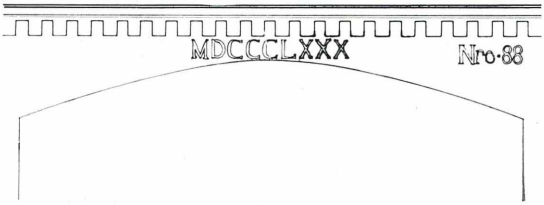


TAFEL 2; 2

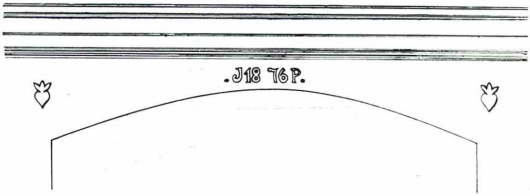
© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at



3 Stuckdetail über Einfahrt (Nr. 54)

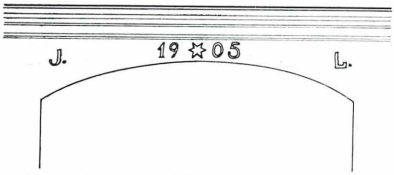


4 Stuckverzierung über Einfahrt (Nr. 103)

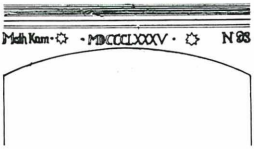


5 Stuckverzierung über Einfahrt (Nr. 88)

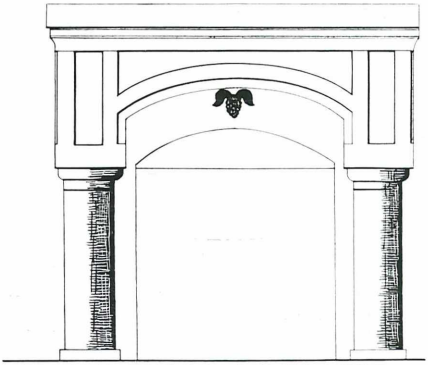
© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at



6 Stuckverzierung über Einfahrt (Nr. 213)



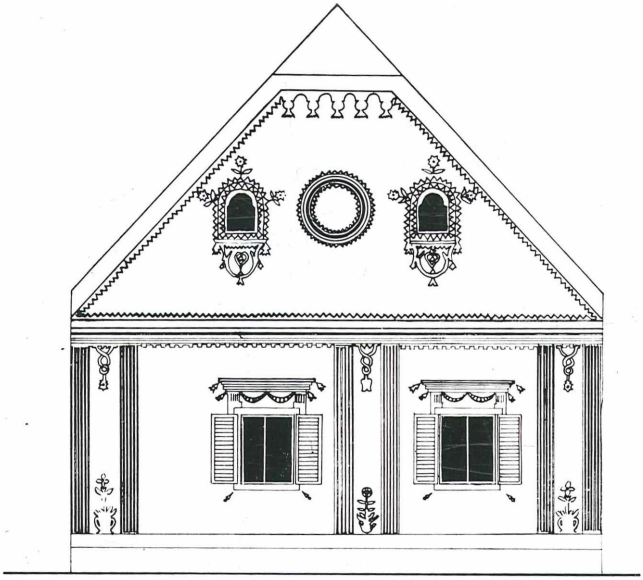
7 Stuckverzierung über Einfahrt (Nr. 93)



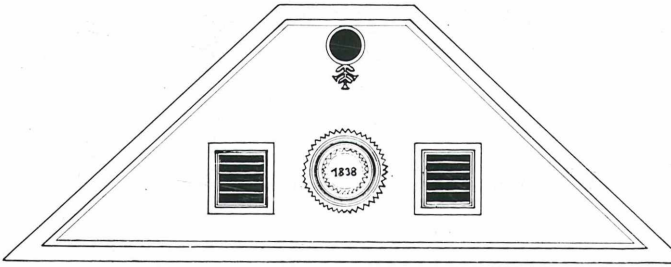
8 Kellerportal (Nr. 161)

TAFEL 3

© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

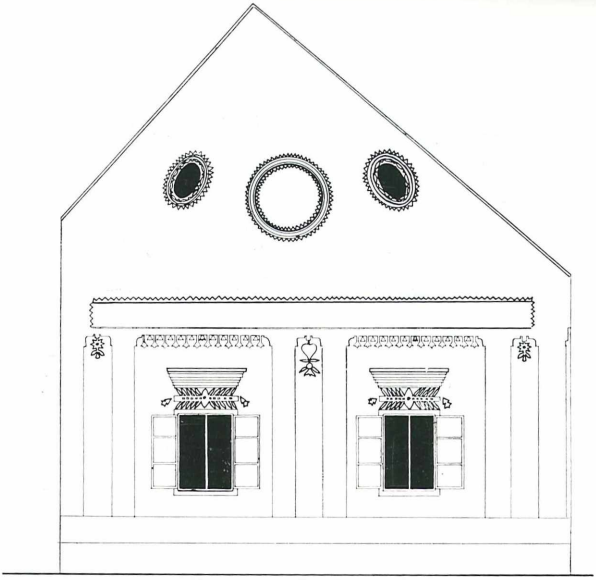


9 Fassade (Nr. 112)

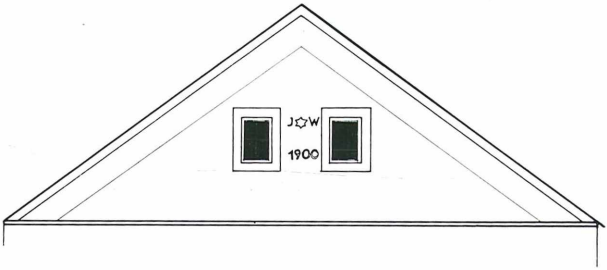


11 Giebelfeld (Nr. 161)

© Landesmuseum für Burgenland, Austria; download unter www.biologiezentrum.at



10 Fassade (Nr. 32)

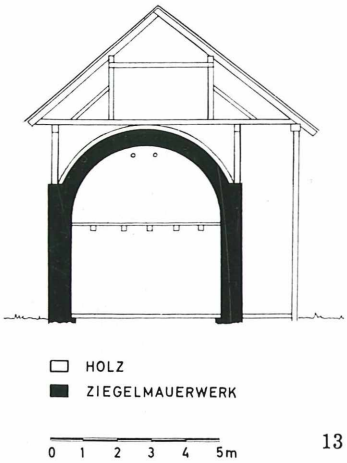


12 Giebelfeld (Nr. 19)

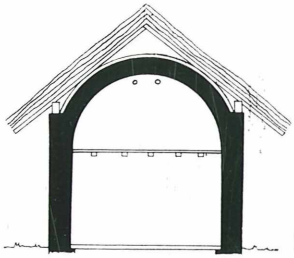
© Landesmuseum für Burgenland, Austria; download unter www.biologiezentrum.at

TAFEL 5

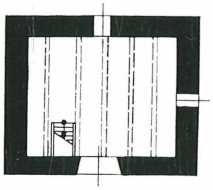
KITTING IN NR. 8
(BISCHOF)



13

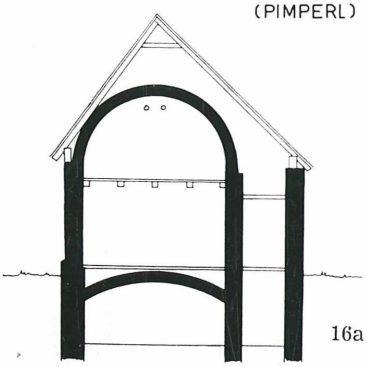


14

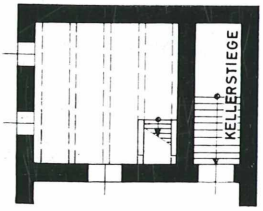


15

KITTING IN NR. 68
(PIMPERL)



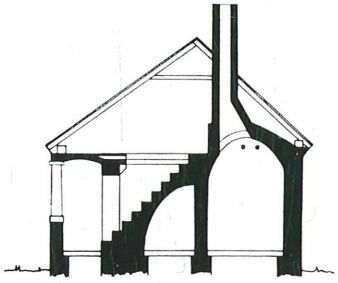
16a



HOLZ
ZIEGELMAUERWERK
0 1 2 3 4 5m

16b

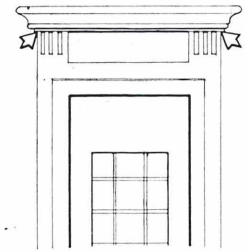
WOLFAU 34, KASPAR
(JOSEF BISCHOF)



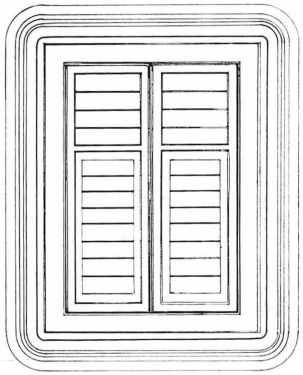
HOLZ
ZIEGELMAUERWERK
0 1 2 3 4 5 10m

17

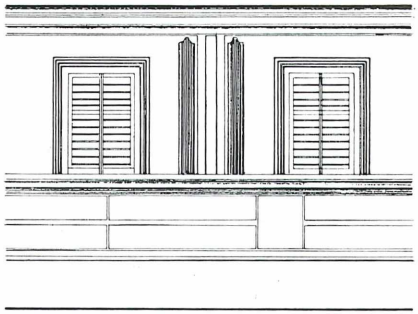
© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at



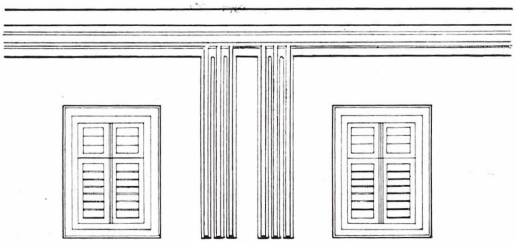
18 Fensterumrahmung (Nr. 68)



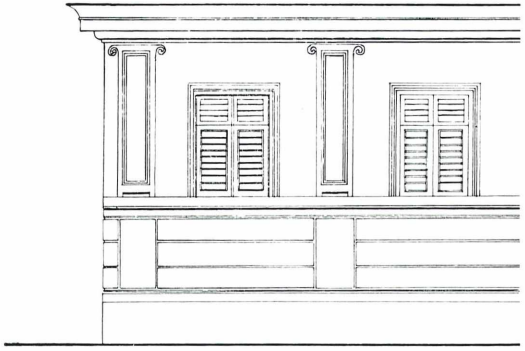
19 Fensterumrahmung (Nr.273)



21 Fassadendetail (Nr. 187)

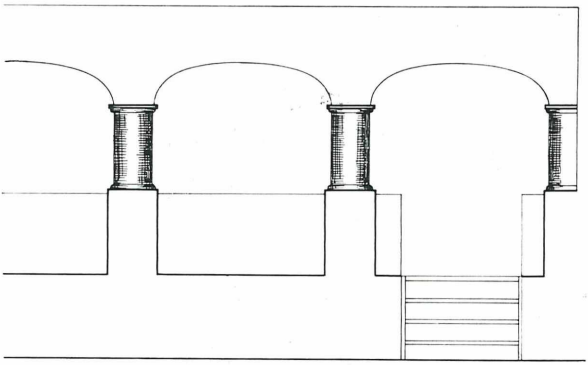


20 Fassadendetail (Nr. 73)

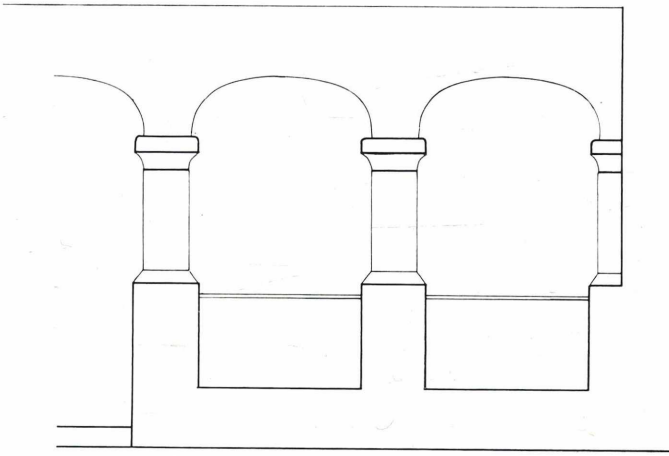


22 Fassadendetail (Nr. 100)

© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

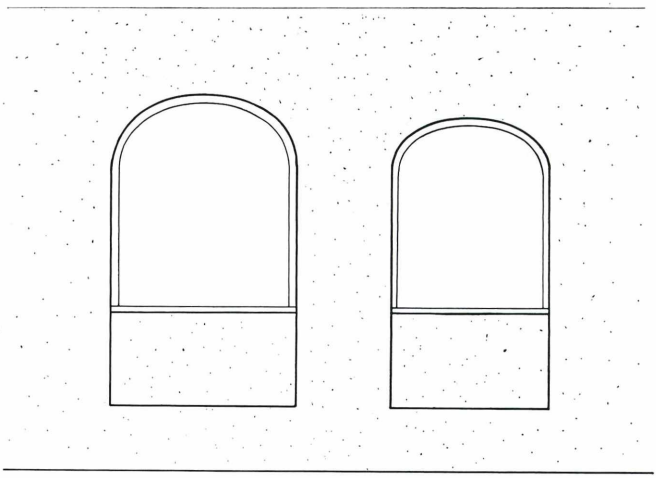


23 Arkaden (Nr. 73)

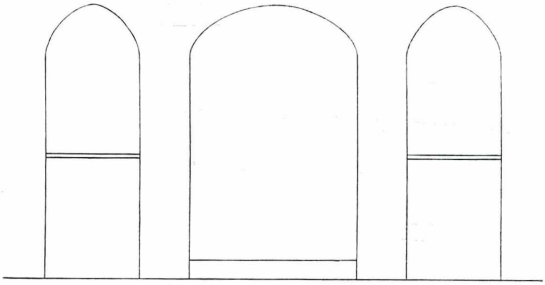


24 Arkaden (Nr. 214)

© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

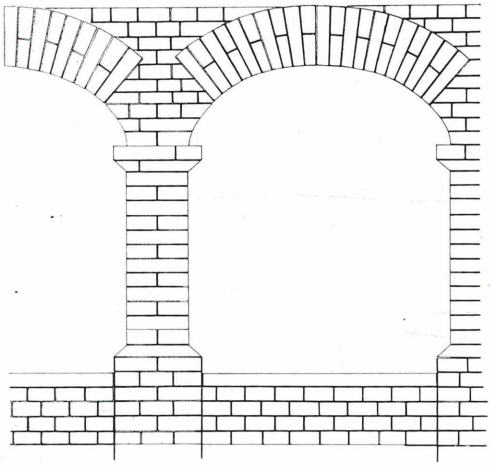


25 Arkaden (Nr. 78)

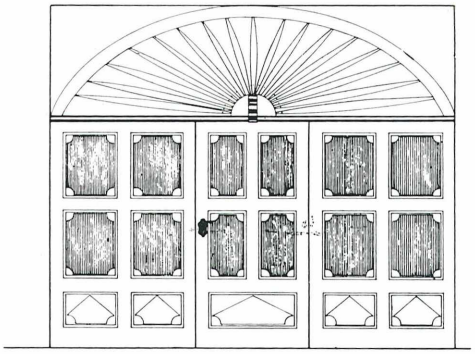


26 Arkaden (Nr. 286)

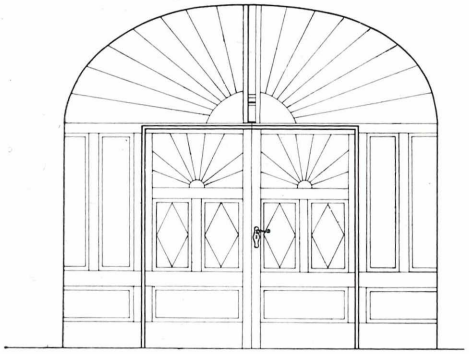
© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at



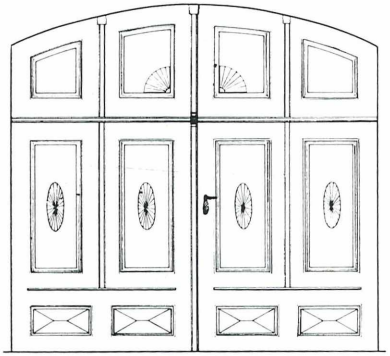
27 Arkaden (Nr. 57)



29 Einfahrtstor (Nr. 53)

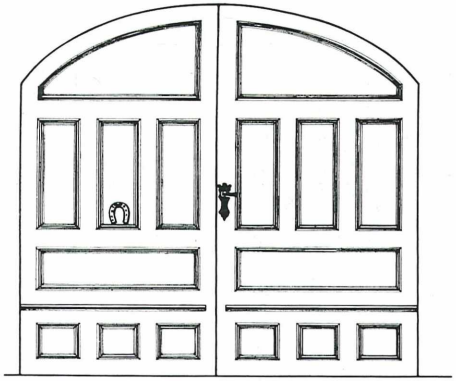


28 Einfahrtstor (Nr. 68)

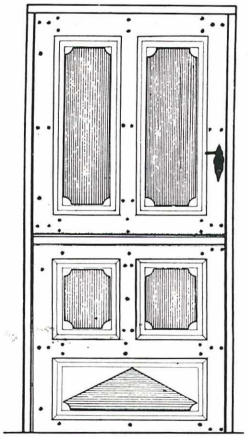


30 Einfahrtstor (Nr. 28)

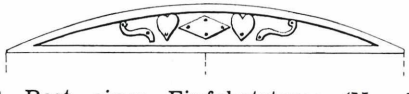
© Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at



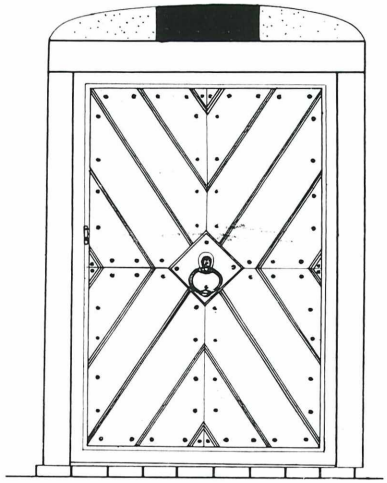
31 Einfahrtstor (Nr. 91)



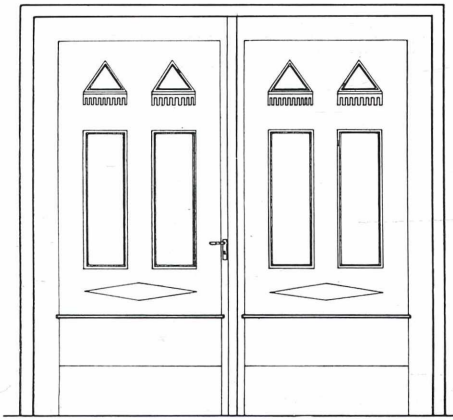
34 geteilte Haustüre (Nr. 53)



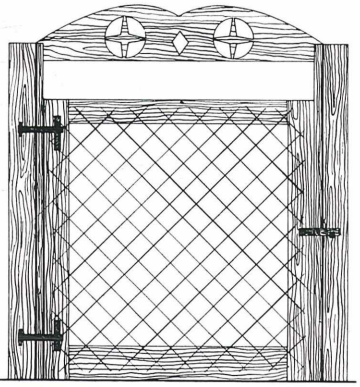
33 Rest eines Einfahrtstores (Nr. 56)



35 Kellertüre (Nr. 13)



32 Einfahrtstor (Nr. 88)



36 Gemüsegartentüre (Nr. 250)

37 Arbe von einer Kellertüre (Nr. 156)

38 Arbe von einer Kellertüre (Nr. 102)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland

Jahr/Year: 1969

Band/Volume: 042

Autor(en)/Author(s): Schöbitz Helmut

Artikel/Article: Das Haus. 103-142